



Kilometerweit für zwei Bananen

Theater in den Slums von Nairobi

ein Tagebuch zum Projekt von
Stephan Bruckmeier

©2009

VORWORT

Im April und Mai 2009 habe ich in den Slums von Nairobi gearbeitet.

Nairobi (enkare nyrobi, Masai: Stadt des kühlen Wassers) verdankt seine Existenz der Eisenbahn. Es wurde 1899 von der Eisenbahngesellschaft Uganda Railway auf der Hälfte der Strecke vom Indischen Ozean zum Viktoria-See als Eisenbahnlager errichtet. Der Stützpunkt wuchs schnell und wurde 1905 zur Hauptstadt des britischen Ost-Afrika-Protektorats ernannt. Nach der Unabhängigkeitserklärung Kenias 1963 wurde Nairobi die Hauptstadt und ist heute zentrale Metropole Ostafrikas, nach Johannesburg wichtigstes Medienzentrum Afrikas und eine der vier UNO-Sitze.

Kenia ist das Land mit den höchsten Politikergehältern der Welt.

Kibera im Südwesten Nairobis der größte zusammenhängende Slum Afrikas.

Es gibt unzählige, teilweise ineinander übergehende Slumgebiete in Nairobi. Die drei größten sind Kibera mit ca. 1 Mio. Einwohner, Mathare Valley mit ca. 500.000 Einwohnern und die Nordöstlichen Viertel Korogocho, Kariobangi, Huruma, Madoya und Dandora mit weiteren 500.000 Einwohnern. In Kariobangi North Estate war mein Zuhause.

In Kibera lebt über ein Drittel der Bevölkerung von Nairobi bei einer Bevölkerungsdichte von knapp 300.000 Einwohnern / km² (zum Vergleich, Berlin hat eine Bevölkerungsdichte von knapp 4.000). Schätzungen zufolge leben fast ein Fünftel aller AIDS-Infizierten Kenias in Kibera.

Rund 50% der Einwohner in Mathare Valley sind unter 20 Jahre alt. Sowohl die Säuglingssterblichkeit, als auch die Analphabetismusrate sind in diesem Slum ungewöhnlich hoch. Die häufigsten Todesursachen sind Mord und AIDS. Mathare Valley ist komplett von Banden kontrolliert, die sich von Zeit zu Zeit blutige Straßenschlachten liefern.

Die Slums im Nordosten liegen um die große und einzige Mülldeponie Nairobis. Sie ist für die Bewohner zum einen Segen, da sie eine wichtige Einnahmequelle darstellt, zum anderen Fluch, da durch ständig andauernde Schwelbrände die Luft von giftigen Gasen erfüllt ist. Jährlich werden in den Krankenhäusern ehrenamtlich ca. 10.000 Menschen aus den Slums mit starken Atembeschwerden und Vergiftungen behandelt.

Ich habe mit Schulkindern und Lehrern der kleinen Mission „Hands of Care and Hope“ der Franziskanerschwester Lydia Pardeller, die neben zahlreichen privaten Spendern besonders von der Caritas Südtirol und der Caritas Kärnten unterstützt wird, gearbeitet. Die Mission hat in den Slums um die große Müllhalden der Millionenstadt vier Schulen aufgebaut, in denen knapp eintausend eltern- und chancenlosen Kinder die Primary – School kostenfrei und mit täglicher Verpflegung besuchen und abschließen können.

Ich habe in der Zeit meines Nairobi-aufenthaltes sehr viel Leben kennen gelernt, wie es mir bis dato unbekannt war. Es gab sehr berührende, sehr bestärkende Erlebnisse, Begegnungen mit Menschen, die von großer Intensität waren und ich habe diese Momente erfahren dürfen, weswegen Europäer gerne von Afrika schwärmen: eine poetische Natur, herzliche Menschen, ergreifende Musik, natürliche und selbstverständliche Innigkeit.

Vor allem aber habe ich Armut und Verzweiflung erlebt von einem unvorstellbaren Ausmaß, Armut und Lebensumstände, die eine moderne und aufgeklärte Welt nicht zulassen darf. Eine Lebensverzweiflung, die wir aus dem Fernesehen gelegentlich ins Haus geliefert bekommen, die aber, wenn man sie selbst erlebt, in einem anderen Maße präsent und erregend wird.

Die Frage, die sich mir in den letzten Wochen in Kenia und während meiner Nachbereitung in Europa bedrängend stellt ist, wie vermittele ich Menschen, die Afrikas Probleme nicht mehr hören können, die vielleicht ohnedies spenden, die selbst ihre eigenen Sorgen haben, dass dieser Kontinent nicht nur in einer Krise ist, sondern nach wie vor von den Mächtigen unserer Welt skrupellos und bei vollem Bewusstsein ausgebeutet und zerstört wird. Das Image, dass Afrika einfach nicht fähig ist, sich zu entwickeln ist falsch. Das Ergebnis der kontinuierlichen Missachtung jeglicher internationaler Fairness erschreckend offensichtlich.

Die Veröffentlichung der EU-Agrarförderung zeigt zum Beispiel, dass beträchtliche Summen an Großkonzerne bezahlt werden, damit Überschuss zu Dumpingpreisen in 3. Welt – Länder verkauft werden kann. Damit zerstört man der dort ansässigen Landwirtschaft jegliche Einkommensmöglichkeit. China und andere Länder kaufen von afrikanischen Regierungen Felder oder Berge mit Rohstoffen und lassen ihre erworbenen Gebiete von ihren eigenen Arbeitern bearbeiten. Die einheimische Bevölkerung verliert so ihre Verdienstmöglichkeiten. Die von westlichen Regierungen unterstützen Bürgerkriege tragen das ihre dazu bei, dass Afrika nicht zur Ruhe kommen kann. Viele Hilfsaktionen klingen auf den ersten Blick gut, bei genauerer Betrachtung aber sieht man oft nur große Limousinen vor teuren Hotels stehen und wenig konkrete Projekte wachsen. Wohin das Geld fließt ist oft nicht recherchierbar. Die Unterstützung zur Selbständigkeit sehr oft nicht das Ziel internationaler Hilfsprogramme. In Kenia, einem vormals reichen Land haben politischer Machtmissbrauch, Ausverkauf des Landes und fehlende Strukturkonzepte zur radikalen Verarmung einer breiten Mehrheit und extremem Bereicherung einer minimalen Oberschicht geführt.

Ich war ohne konkrete Vorstellungen und auf eigene Kosten nach Kenia geflogen. Nach knapp einer Woche war mir bewusst, dass ich entweder sofort zurückfliegen müsste oder diese Arbeit eine längerfristige Aufgabe werden würde. Diese Menschen darf man, wenn erstmal ein Vertrauen entstanden ist, nicht enttäuschen. Die knapp eintausend Schulkinder von *Hands of Care and Hope* sind das letzte Glied in der erbärmlichen Kette der Armut. Sie wachsen ohne funktionierende Familie bei aidskranken Verwandten, drogenabhängigen Geschwistern oder auf sich alleine gestellt in den Müllbergen auf und haben keine Chance auf eine legale Zukunft. Sie können sich weder das übliche und notwendige Schulgeld leisten – in Kenia besteht zwar allgemeine Schulpflicht, der Staat übernimmt aber keine Verantwortung – noch die verlangte Schuluniform und das Lehrmaterial. Schwester Lydia hatte, als sie in ihrer Missionstätigkeit von Äthiopien nach Kenia gewechselt war, eine professionelle Studie in Auftrag gegeben um herauszufinden, was in den Slums vorrangig gebraucht werden würde. Die Formel war sehr einfach: je älter die Menschen sind, denen man helfen möchte, umso weniger Erfolg wird man erlangen. Zu viele Jugendliche sind bereits unrettbar abgeglitten, zu wenige können noch in eine Zukunft mit Überlebenschance entlassen werden. Also hat sie – nach über 30 Jahren Afrika - Erfahrung – begonnen, in den an die Müllhalde grenzenden Slums Schulen aufzubauen, in denen die Kinder kein Schulgeld zahlen, keine Uniform tragen müssen und täglich versorgt werden.

Ich habe in sechs Wochen mit 300 der etwa 1000 Schüler zwischen 10 und 14 Jahren, allen Lehrern und 10 jugendlichen Exschülern eine von mir für die Akteure adaptierte Fassung von Romeo und Julia auf die Bühne des neu gebauten Jugendzentrums gebracht und den Kindern damit in mehreren Bereichen zusätzlichen Lernwert und neue Erfahrungen geboten:

Zum einen haben alle größere Texte auf Englisch zu sprechen gelernt. Weiters wurde das chorische, rhythmische Sprechen, Atemtechnik und freies Reden geschult. Die Kinder hatten das erste Mal Begegnung mit Theaterliteratur und sie haben etwas bekommen, das ihnen bis dahin neu war: Applaus.

Dass Theater nicht nur ein kultureller Luxus unsere Wohlstandsgesellschaft ist, sondern eine elementare Schule hat dieses Projekt einmal mehr deutlich machen können. Das Bühnenspiel fördert Rhetorik, Körperbewusstsein, Atmtechnik, Sprachbeherrschung, Sozialgefüge und soziale Kompetenz, Selbstvertrauen, Selbstbeherrschung, Dialogfähigkeit, Diskussions- und Formulierungskompetenz sowie Auftreten und die Fähigkeit, vor einem Publikum zu bestehen. Ich möchte in einer längerfristigen Theaterarbeit den Kindern und Jugendlichen dieser Schulen die Bildungseinrichtungen des Theaters *UND* die Finanzierung der Secondary – School ermöglichen. Für dieses Konzept ist Geld notwendig, das zu bekommen ich mich in Zukunft bemühen will:

Alle Spenden laufen über das Spendenkonto der Caritas, die ordentliche Verwendung kann ständig überprüft werden. Auf der Homepage www.hope-theatre.info kann die Entwicklung des Projekts nachgelesen werden.

Bitte helfen Sie den Kindern mit

- Einer einmaligen Spende
- Einer Patenschaft für ein Kind von 30€ pro Monat (1€ pro Tag)
- Einem Dauerauftrag von 5€ pro Monat für das Theaterprojekt

Der Nutzen der gezielten Aufbauarbeit in den Slums kann wie folgt sehr einfach dargestellt werden: Ein Kind, das eine Schulbildung abschließen kann wird einen Beruf erlernen und ausüben können. Der Beruf bringt Geld. Mit diesem Geld geht das ehemalige mittellose Slumkind einkaufen. Das bringt anderen Menschen im Slum finanziellen Ertrag, der wieder für andere verwendet wird. Zum Beispiel besorgt sich der Bananenverkäufer, der Geld verdient, weil ein ehemaliges Slumkind regelmäßig Essen kaufen kann, einen neuen Handkarren, was einer kleinen Tischlerei Geld bringt, womit wieder andere Menschen im Slum finanziert werden. Je mehr Kinder vor der Armut, Diebes- und Drogenszene bewahrt und in ein funktionierendes Marktsystem integriert werden, umso höher steigt der Standard der Region, des Bezirks. Die konkrete Förderung von Bildung bringt wesentlich mehr, als Nahrungs- oder Produktspenden, die den Kreislauf einer Handelsgesellschaft zerstören anstatt aufzubauen.

Ich möchte abschließend festhalten, dass auf den Straßen der Slums, in denen *Hands of Care and Hope* tätig ist, keine bettelnden Kinder mehr zu sehen sind. Denn sie sind in der Schule, oder im Jugendzentrum bei der Theaterprobe.

Stephan Bruckmeier, Juni 2009
Für den Kärntner Caritasverband
Sandwirtgasse 2
9010 Klagenfurt
www.caritas-kaernten.at
office@caritas-kaernten.at
Tel: 0043-463-555560-16
Fax: 0043-463-55560-30

Spendenkonto:

Raiffeisenlandesbank Kärnten
Kontonummer: 1003508
Bankleitzahl: 39000

Kennwort: Hope-Theatre

IBAN: AT843900000001003508
BIC: RZKTAT2K

KILOMETERWEIT FÜR ZWEI BANANEN

TAGEBUCH ZU MEINEM NAIROBIAUFENTHALT APRIL, MAI 2009

31. 3.

Einchecken und Aufenthalt am Airport München wie vor jedem anderen Flug, Wien, Paris, New York, die Menschen benehmen sich wie immer, alles hat eine leicht übertriebene freundliche Geschäftigkeit, der Kaffee schmeckt, ich führe die letzten Telefonate, verschicke die letzten sms, „melde mich wieder aus Kenia, Busserl, s“

Das Essen bei Egypt Air schmeckt wie bei jeder anderen Fluggesellschaft teigig, künstlich und wird trotzdem zelebriert. So vergeht die Zeit und der Flug hat etwas Erdverbundenes. Neben mir sitzt ein älteres Ehepaar aus dem ehemaligen deutschen Osten und kann kein Englisch. Ich übersetzte die Fragen und Bitten des Flugpersonals, dann schlafe ich eine halbe Stunde.

Auf dem Flughafen in Kairo herrscht ein anderer Ton als in München. Die Menschen lächeln freundlich, sind aber zackig in ihren Anweisungen und kennen keinen Widerspruch. „Transit, links warten.“ Eine jüngere Dame fragt ungläubig, „in diesem Loch?“ – „Transit links warten,“ wiederholt der Mann mit demselben Tonfall, noch etwas freundlicher vielleicht und bestimmter. Wir schweigen und warten. Nicht, dass wir Angst haben, natürlich nicht, aber man bekommt sofort eine Vorstellung davon, was es hier heißt, auf der falschen Seite zu sein. Nach wenigen Minuten werden wir zum Bus geführt der uns in die Abflughalle bringt. Ein sehr freundlicher Herr, der dritte sehr freundliche Herr seit wir das Flugzeug verlassen haben, weist uns bestimmten Schreibtischen zu und da fällt auf, was so anders ist als in München. Wir dürfen nicht mehr selber wählen.

In der Abflughalle mischen sich große Gruppen weiß umhüllter Araberinnen, nicht ohne Gesichtstuch und weiß umhüllter Araber, nicht ohne rotweiß kariertes Kopftuch mit dunkelhäutigen Anzugmenschen. Viele haben einen Laptop, die einen zum Spielen, die anderen zum Geschäft machen, die Frauen bearbeiten Gameboys, die Kinder stopfen Schokolade in sich hinein, als Hintergrund für dieses Stillleben dienen Starbucks, McDonalds, Pizzahut und Parfümläden, wie überall auf der ganzen Welt. Ich trinke einen Capuccino „Made in Vienna“ und werde müde.

Kurz nachdem wir mit einem kleineren und älteren Flugzeug von Kairo abgehoben haben ist der Tag zu Ende.

1. 4.

Egypt Air bietet auf allen Strecken dasselbe Essen und denselben Film, das ist hiermit bewiesen. Neben mir sitzt eine deutsche Touristin, die noch während des Steilfluges, das Buch in der Hand, eingeschlafen ist, vor mir eine ägyptische Fußballmannschaft, alle in roten Trainingsanzügen von Puma, sie werden persönlich begrüßt und bekommen extra Wasser. Ich fühle mich plötzlich sicher und geborgen. Mit einem Philosophen zu fliegen oder mit einem Kämpfer für Menschenrechte wäre nicht hilfreich, denke ich, mit Sportlern aber schon, sie sind die Götzen der neuen Welt, werden gefeiert, verehrt und erhöhen die Sicherheit. Wieder esse ich alles auf und schlafe eine halbe Stunde.

Die Ankunft auf dem Flughafen in Nairobi verläuft ohne Probleme, ich bin rasch durch den Zoll und werde von einem rundlichen Mann mit handgeschriebenem Schild „Stephan Brookmaier“ in

Empfang genommen. Wir gehen zum Kleinbus, der Mann spricht hervorragend Englisch, ich will auf der falschen Seite einsteigen: Linksverkehr.

Die Fahrt zum Kloster um halb fünf Uhr morgens eröffnet einen ersten Vorgeschmack auf das Leben hier. Die Hauptstraße ist nach westlichen Vorstellungen eigentlich überhaupt nicht zu befahren, Schlaglöcher, Gräben, Sandhügel, dazu ein anarchischer Gegenverkehr, jeder überholt dann, wenn er schneller ist, nicht wenn frei ist, viele alte Lastkraftwagen, Fahrräder ohne Licht, Menschengruppen, mein Chauffeur versucht, schnell zu sein, was manchmal gelingt, ich sehe die Unfälle, ich höre sie, ich bremsen verzweifelt, während ich locker und freundlich die Konversation weiterzuführen, „in einer Stunde ist da der Bär los,“ sagt er, „really!“ antworte ich, wir kommen pünktlich und heil vor einer grünen Blechtüre zum Halt. Der Fahrer hupt mehrmals, jetzt sind in der dunklen Straße hier alle wach, denke ich. Schwester Lydia öffnet beglückt, zwei Hunde begrüßen mich freundlich, wir fahren in einen kleinen Innenhof, hier ist Afrika, wie es sein könnte, hübsch und friedlich. Kleine Steinwege führen zu verschiedenen Gebäuden mit grünen Dächern und hellblauen Fensterrahmen, Blumenbeete erfreuen das Auge, ein paar dunkle Gestalten huschen herum, der Tag hat schon begonnen, die kurze Dämmerung setzt ein, eine weitere Schwester begrüßt mich herzlich, „sie leitete die Leprastation“ erklärt Schwester Lydia, ich bekomme ein gemütliches Zimmer mit Dusche und werde zum Frühstück erwartet. „Leider liegt dieses kleine Kloster in einem der schlimmsten Viertel der Stadt, wir hören oft Schüsse und weinende Frauen, aber wir können nichts tun, es ist zu viel.“

Nach vier Stunden Tiefschlaf sitzen wir beim Mittagstisch, Schwester Lydia, sie leitet die Slumarbeit, Schwester Helena, Schwester Rivana, sie leitet das Hospiz und ich, Gemüse, Schnitzel, Obst - danach fahre ich mit der Sozialarbeiterin Jane zu den vier Schulen in die Slums. Teilweise müssen wir zu Fuß gehen, auf diesen Straßen kann man nicht mehr fahren, nicht einmal in Afrika. Es sind zerfurchte Gräben, eingefasst von kleinen, dunklen Blechhütten, überfüllt mit Menschen, die etwas verkaufen wollen, aber keine Käufer finden, Holzkohle, Fischköpfe, Gemüse, Obst, Fahrradschläuche, Zigaretten, Reis, Möbel, Kartoffeln, CDs und Videos, alles Raubkopien versteht sich, aber wer hat dazu ein Abspielgerät? Über eine Million Menschen leben hier, ohne Arbeit, ohne Zukunft, ohne Geld. Über diesem stinkenden, lärmenden Treiben liegt die bleierne Hitze. Wer lässt Menschen so leben? denke ich. Dann haben wir die erste Schule erreicht. Mitten im Slum, mitten in der Ohnmacht, mitten im Lebensdreck öffnen wir eine schiefe Blechtüre und stehen vor einer grünen Tafel im Klassenzimmer. Kleine Kinder sitzen an braunen, alten Schulbänken und lernen lesen und schreiben. Es gibt insgesamt fünf Schulstufen, die Anfänger, die noch gar nichts können und vier Klassenzüge. Ich werde mit einem Lied begrüßt, sage meinen Namen und woher ich komme, „my name is Stephan, I live far away in the north, in Austria, big mountains, snow, cold“ ich komme mir etwas unwirklich vor, versuche einen Witz zu machen, die Kinder lachen, es funktioniert also.

Nach der vierten Schule dreht sich mein Kopf, ich habe zu viele Gedanken, ich kann sie nicht mehr ordnen und bündeln, in mir mischen sich Angst, Wut, Sinnlosigkeit und Lust. Welches Gefühl wird überwiegen? Um 18 Uhr essen wir wieder zusammen, dann gehe ich in meine Klausur, lege mich ins Bett und starre an die Decke. Habari Iaku habe ich gelernt und Habari Seniu. Wie geht es Dir, wie geht es Euch? Musuri Sana. Danke, gut.

2. 4.

Ich erwache, es ist stockdunkel, ich schalte mein Handy an, es ist ein Uhr Nachts. Eben hatte ich

noch davon geträumt, durch ein sonnen durchflutetes Villenviertel zu schlendern, wo ich ein Theaterstück inszenieren soll, jetzt schleppe ich meinen schlaftrunkenen Körper durch den kleinen Innenhof zur Toilette. „Wo bin ich hier, was suche ich, was will ich?“ So lautete ein Satz, den ich vor wenigen Tagen als *Hermann* in dem zeitgenössischen Musiktheater „HesseIndia“ gesprochen hatte. Jetzt stehe ich mitten in der Nacht unter dem afrikanischen Himmel und frage mich wirklich und ohne Textvorlage dasselbe. Es ist nicht meine erste Afrika – Erfahrung, aber ich spüre, dass mich diese Reise an eine Grenze führen wird, an eine Grenze des Verstehbaren.

Ich liege wieder im Bett, an meinem Moskitonetz winseln die hungrigen Mücken, sie würden mich auffressen, sie kennen keine Gnade, sie haben Hunger. Wie die Millionen Menschen in den Slums. Was hält sie davon ab, alles kurz und klein zu schlagen, das moderne Zentrum zu stürmen, sich zu solidarisieren gegen ihr Schicksal, gegen ihr Leben, gegen ihr langsames Dahinsterben. Wieso schlagen sie sich nicht alle gegenseitig und gleichzeitig die Schädel ein? Wer hier lebt, lebt gefährlich, das spüre ich nach dem ersten Tag, wer keine Chance hat, der hat auch wenig Verständnis. In diesem Land, in dem der Präsident das höchste Politikeralär der Welt einsackt, sollten Slums eigentlich nicht möglich sein. Oder gerade da. Korruption ist das Wort, dass alles umschreibt, wer die Chance hat etwas zu bekommen, der nimmt. Wer arm war, vergisst seine Leidensgenossen schnell, hierarchische Systeme sind darauf aufgebaut, dass nicht alle gleich sind, wer hinauf kann, der bleibt nicht unten.

Was kann ich dagegen tun? Schwester Lydia hat knapp 40 Menschen angestellt, damit sie Kindern, die keine Eltern mehr haben, oder nur mehr die aidskranke Mutter, die Grundlagen des Lesens und des Schreibens beibringen, damit sie vielleicht eine kleine Chance haben, aus diesem Elend herauszukommen, damit sie vielleicht eine weitere Schulbildung oder eine Lehre antreten können. Das ist eine Großtat. Aber müsste es diese Slums überhaupt geben? In einem reichen Land? Wer unterstützt diese Armut?

„Vergiss Afrika“ hat mir einmal ein österreichischer Wirtschaftsfachmann gesagt. Ehlich und allen Ernstes. Er meine das nicht abwertend, sondern als nachvollziehbare Realität. Wer die offizielle Zufahrtsstraße zum Flughafen in Nairobi, wohlgermerkt dem zentralen Flughafen von Ostafrika, sieht, der versteht, was der Mann gemeint hat. Da ist zuviel kaputt. Das ist nicht mehr in den Griff zu bekommen, jedenfalls nicht mit unseren europäischen Maßstäben. Da müssen andere Fragen gestellt werden. Aber welche?

Unter dem verzweiferten Chor der Moskitos muss ich wohl wieder eingeschlafen sein, denn mein nächster Gedanke, ob ich das Theaterstück nicht „Vergiss Afrika“ nennen sollte, wird von anderen Gesängen begleitet, es sind Vögel, es müssen große Vögel sein, Möwen? Ich öffne die Augen, es ist Taghell, ich schaue auf die Uhr meines Handys, es ist 9 Uhr morgens, alles in allem habe ich also zwölf Stunden geschlafen. Ich bleibe liegen, spüre die Hitze, versuche nachzudenken. Gehe meine Notizen durch. Was erwartet man von mir, was erwarte ich von mir, was muss als erstes getan werden, überlege ich. Es müsste gelingen, zwei Bühnenstücke zu erarbeiten, eines für Afrika, eines für Europa. In Afrika sollte gezeigt werden, dass Bildung, dass Schule, dass Hoffnung eine Chance ist. Dass die ärmsten Kinder vollwertige Teile unserer Gesellschaft sind, der Gesellschaft der Welt, dass Hoffnung Kraft gibt, auch wenn neben einem alles zusammenbricht. Dass diese Kinder nicht nur Lesen und Schreiben, sondern Wissen und Denken lernen, Vorwissen mit Nachdenken kombinieren und reflektieren lernen, die Möglichkeit erhalten, sich zu entscheiden und vielleicht sogar eine Chance bekommen können, diese erlernten Fähigkeiten anzuwenden. Die Chance ist vielleicht nicht groß. Viele Kinder werden es wahrscheinlich nicht schaffen, im Treppenhaus des Lebens über den ersten Stock hinauszukommen, manche werden vielleicht wieder ganz hinunterpurzeln. Aber ohne diese Schulen, ohne diese kleinen engen Räume, in denen sich die Kinder zusammenpressen müssen, weil es so viele sind, ohne diese engagierten Lehrer, ohne

Schwester Lydia, die es schafft, den Kindern kostenlos tägliches Essen, tägliche Bildung, tägliche Würde zu bieten, würde kein einziges dieser armen kleinen Geschöpfe jemals auch nur die geringste Chance haben. Das muss gezeigt werden, auf der Bühne des neu gebauten Theaters.

Und für Europa? Was kann in dieser zynischen Kulturgesellschaft noch gezeigt werden, dass nicht Gähnen hervorruft? Welche Geschichte müsste wie erzählt werden, damit sie überhaupt nach Europa kommen kann und dort auf Interesse stößt und etwas bewegt? „Schillers Räuber“ – meine Arbeit aus Mosambik – wurde in Europa gezeigt, in Berlin, Leverkusen, Mannheim, Stuttgart, Wien und Zürich. Die Menschen waren begeistert, der mosambiksche Autor Mia Couto und die Schauspieler sind wieder nachhause geflogen und das war das Ende der gemeinsamen Erfahrung. Mosambik gehört einem berühmten Schweden, der viele Bücher über die Seele Afrikas schreibt, mit diesen Büchern, die auch ich gelesen habe, sehr viel Geld verdient und keinen mosambikschen Autor auf den deutschen Buchmarkt lässt. Auf diese Weise ist er berühmt geworden. Jetzt könnte er den Mosambikanern helfen. Aber er verkehrt bereits in den verkehrten Kreisen. Man vergisst schnell. Vielleicht ist das Problem Afrikas so am Besten darzustellen: diejenigen, welche helfen könnten, weil sie die Bekanntheit, das Geld, die Position oder alles zusammen haben, können sich an die wirklichen Probleme dieses großen, verzweifelten Kontinents nicht mehr erinnern, diejenigen, welche den Menschen hier wirklich helfen wollen, haben das falsche Auftreten und die fehlenden Kontakte und die meisten halten es ohnehin nicht aus, sind zu naiv, zu sehr mit sich beschäftigt oder nur auf der kulturpolitischen Durchreise. Natürlich gibt es Ausnahmen. Karl-Heinz Böhm zum Beispiel, gemeinsam mit seiner äthiopischen Frau, die nun seine Arbeit fortsetzt.

„Äthiopien,“ sagt Schwester Lydia beim Mittagessen, „hat nicht nur das Gesicht des von Fliegen überzogenen verhungerten Kindes, aber wer nie dort gewesen ist, weiß das nicht. Karl-Heinz Böhm hat mit seiner Organisation hervorragende Arbeit geleistet, sein professionelles Fundraising – Konzept hat aus diesem Land ein Produkt gemacht, das in Europa bekannt ist und an dem sich keiner vorbeizuschauen traut. Äthiopien wird nicht mehr verhungern. Kenia schon eher. Kenia gilt als ein reiches Land mit Wirtschaft und satten Einnahmen aus dem Tourismus. Wer sich nicht wirklich mit den Ländern auseinandersetzt, glaubt, was vermittelt wird. Afrika ist der Billigsupermarkt der Emotionen geworden, denke ich. Wer will, zahlt ein bisschen was und kommt mit einem großartigen Produkt nach Europa, das er dann gewinnbringend verkaufen kann.“

Die europäische Sicht auf Afrika wird erwartet. An der Wahrheit ist in unserer westlichen Welt kaum jemand interessiert. Wir haben unsere eigenen Probleme. Was heißt das aber für mich und meine Arbeit hier? Soll ich gleich wieder aufgeben? Sind die Mechanismen nicht die Katastrophe in sich? Kann ich mich gegen ein Prinzip wehren und es gleichzeitig bedienen? Und vor allem, wenn ja, wer hilft mir dabei? „Vergiss Afrika“ – ein Musical aus den Slums, mit Texten „only from the people here.“ Das könnte eine gute Idee sein. Aber ob sie funktioniert?

Der Fußweg zwischen dem kleinen Kloster und dem Hochhaus, in dem meine Wohnung liegt, dauert etwa 10 Minuten. Heute bin ich ihn das erste Mal gegangen, nicht ohne Begleitung, versteht sich. Es ist eine Wanderung durch die unterste Liga menschlicher Lebensweise. Ich erinnere mich eines Hollywood Films, in dem Jesus ins Tal der Kranken und Aussätzigen geht. So sieht diese Straße aus. Es wird noch ein paar Tage dauern, bis ich diese Strecke allein bewältigen werde. An einer Ecke arbeitet ein Schlosser. Er stellt Rahmen für Hocker her. Er macht hervorragende Arbeit. Ich werde ihn ansprechen für das Bühnenbild, sobald ich hier Fuß gefasst habe. Es ist nicht mein erster Afrikaaufenthalt und auch nicht meine erste Begegnung mit Armut. Aber ich habe noch nie mitten in den Slums gelebt.

Um 17 Uhr werde ich Pastor Idaki vorgestellt, ein junger, sehr engagierter Mann, der seit zwanzig

Jahren in den Slums, vor allem in Korogocho, Missions- und Bildungsarbeit leistet und Schwester Lydia in ihrer Arbeit von Anfang an sehr unterstützt hat. Wir unterhalten uns über meine Pläne und Visionen und ich erlebe mich sehr engagiert und zuversichtlich. Auch wenn ich immer wieder betone, dass es sich um Ideen und Wünsche handelt und ich mich erstmal auf nichts festlegen möchte spüre ich, dass ich schon einen Schritt zu weit gegangen bin, um noch umkehren zu können. Menschen wie Pastor Idaki machen Mut, mit ihnen wird es schon irgendwie klappen. Wir verabreden, uns bald wieder zu treffen und über die konkrete Zukunft meines Projekts nachzudenken. Was ich brauche wird er zu organisieren versuchen. „Ich kenne diesen Slum seit zwanzig Jahren, er ist mein Zuhause, ich bin über jeden froh, der hier hilft.“ Und ich bin über Pastor Idaki froh.

Nach dem Abendessen mit frischen Trauben und Mangos sitze ich wieder in meiner Klause, die Türe ist offen, das Fliegengitter schützt vor den Insekten die noch nicht drinnen sind, ich schreibe auf, was ich fürs erste brauche:

Ein Wörterbuch Englisch – Swahili und einen Stadtplan von Nairobi

Ein Meeting mit den Lehrerinnen und Lehrern

Einen einheimischen Assistenten, den ich selber bezahle

Ein Casting für DarstellerInnen zwischen 16 und 25

Ab Montag werde ich in meiner Wohnung wohnen, durch die Strassen gehen, mit der Arbeit beginnen. Ich weiß noch nicht genau, wo und wie ich anfangen, aber ich habe ein paar Ansatzpunkte. Ein entsetzlicher Schrei weckt mich aus meinen Gedanken. Ein Frauenschrei. Markerschütternd. Ich habe Herzklopfen. Was war das? Eine Geburt? Ein Mord?

3. 4.

Um 5 Uhr morgens weckt mich ein Muezzin aus einem unruhigen Schlaf. Diese Nacht ist besonders heiß und der Schrei hat mich lange nicht einschlafen lassen. In Mitteleuropa ist alles schön verpackt, das Essen, die Familie, das Leben. Wir haben Frischhaltefolie, Dosen, Tiefkühltransporter, Häuser, Autos, Klamotten und Moral. Hier in den Slums findet alles auf offener Straße statt. Selbst wenn ein Teil des Lebens hinter dünnen Blechwänden passiert, nehmen wir alle an allem Teil. Das ist erstmal ungewohnt und anstrengend. Einen Muezzin hatte ich das letzte Mal im rumänischen Constanza gehört, 1992.

Nach dem Frühstück fahre ich mit Schwester Theresa, Noel und Peter in die City, um einen Computer reparieren zu lassen. Man stelle sich vor, in Paris wird die Losung ausgegeben, wer am schnellsten durch die Stadt kommt, hat eine Million Euro gewonnen, und man weiß, wie in Nairobi gefahren wird. Nicht, dass es immer besonders schnell geht, die Straßen mit ihren Schlaglöchern und Gräben sind hoffnungslos überlastet und es ist Freitagnachmittag, aber jeder fährt drauflos, in die Kreuzung, in den Kreisverkehr hinein, so wie man es aus Paris kennt, nur eben noch viel draufgängerischer, gegen die Fahrtrichtung, hupend, schnell sich zwischen zwei Wartende hindrängend, den staubigen Straßenrand als Überholdspur verwendend, ein Höllenritt, ich bremsen wieder mehrmals vergeblich aus der hinteren Reihe, Schwester Theresa betet Rosenkranz, sie ist es gewohnt, kann sich aber trotzdem nicht daran gewöhnen. Noel ist entspannt, Peter ein hervorragender Autofahrer mit Nerven aus Stahl.

Im Westen, also auf der anderen Seite der Stadt, wohnen die besseren Menschen, die Reichen, die Botschafter, die Politiker, die Firmenbosse, die letzten Weißen, zwischen den Bungalows sitzen moderne Firmen in ihren neu gebauten Häuschen. Unsere Computerfirma ist so eine neue Firma. Wir lassen das Gerät für eine Stunde da und fahren in ein Einkaufszentrum mit bewachtem

Parkplatz. „Dort gibt es alles,“ sagt Schwester Theresa, „und das Auto bleibt ganz.“ Wir geben die Post auf, trinken einen köstlichen Kaffee und ich kaufe einen Stadtplan. Jetzt kann ich endlich sehen, wo ich wohne.

Im Osten der Stadt, am Ende von Mathare Valley und Mathare North Estate liegen die Slums Korogocho, Kariobangi, Huruma, Madoya und Dandora. In Kariobangi North Estate lebe ich. Diese Gebiete siedeln rund um die große und einzige Mülldeponie Nairobis, soviel habe ich inzwischen kapiert. Sehr viel weiter bin ich aber noch nicht gekommen. Es ist alles so wahnsinnig offensichtlich hier, dass man gar nichts mehr versteht. Es sind andere Regeln und irgendwie doch nicht. Während wir auf den Computer warten, denke ich im beschaulichen Westen unter einem blühenden Baum sitzend, dass eine Bücherei eine gute Idee sein könnte. Sehr vieles hat sich in Europa erst dadurch verändert, als die Menschen lesen und schreiben lernten. Auch hier, bei den Ärmsten der Armen geht es vor allem darum. Das Beherrschen der Schrift ist die Basis der Freiheit, denke ich. Was nützt einem aber das Erlernen, wenn man das Erlernte nicht anwenden kann?

Auf der Rückfahrt begegnen uns wieder Lastkraftwagen, Ziegenherden, schwitzende Männer, die voll beladene Karren ziehen, Mercedes mit getönten Scheiben, neue Volkswagen, zerbeulte Mitsubishi, die vielen bunten Kleinbusse die wie Linienbusse funktionieren, Gruppen schlaksiger arbeitsloser Jugendlicher, Frauen mit Körben auf dem Kopf, hungrige Hunde, alles verstopft die Strassen zu einem langsam dahinwabernden kreischenden hupenden schwitzenden Fluss, der vor sich die Zukunft sucht. Zuhause angekommen bin ich erstmal erschöpft und esse frische Mangos. Dann werde ich ins Büro eingewiesen.

4. 4.

Jambo

Ich sitze bei Tee und Kerzenlicht in meiner Klause, die Billiglesebrille auf der Nase, das Moskitonetz neu gespannt, heute war Samstag, Tag der Ruhe, Tag des Computers. Ich habe ein paar Menschen geschrieben, denen ich schon lange schreiben wollte, die letzten 200 Mails bearbeitet, auch ein paar Mails für die Projekte in Kenia verschickt, ein normaler Büroalltag. Und das in Nairobi. Ich habe ein paar Antworten auf mein erstes Tagebuch bekommen, die ich sehr interessant fand.

Bis Du richtig in Afrika? Ist das Dein Kontinent?

Ich dachte, in Nairobi gibt es keine Malaria? - Das waren Deine Worte!

Has your Camel arrived already?

Ich weiß nicht, ob Afrika mein Kontinent ist und ob ich da hingehöre. Aber ich frage mich auch, ob Europa mein Kontinent ist, von daher ist es einen weiteren Versuch wert.

Dass deutsche Tropenärzte behaupten, in Nairobi gäbe es keine Malaria zeigt, dass man hier gewesen sein muss um zu begreifen, was hier passiert. Das ist, denke ich, so ganz nebenbei auch das Motto und der Ansatz meines Projekts, soweit ich das bis jetzt schon benennen kann.

Ich fühle, dass meine Seele heute zu mir gestoßen ist. Ich bin etwas ruhiger geworden, nicht mehr so zerrissen zwischen dort und hier, beschäftige mich mit dem, was zu tun ist, habe zum Mittagessen von der Köchin des Hospiz Palatschinken bekommen und beginne, mich auf die Arbeit hier zu freuen.

Ich habe ein wenig recherchiert, wo ich hier im Moment überhaupt bin:

Kariobangi Cheshire Home

für alle, die es interessiert, kann man das googeln.

Kurz gesagt ist es eine aus England stammende, auf einer Stiftung und auf Spenden basierende Station für alte, mittellose Behinderte.

Schwester Lydia, die Leiterin von *Hands of Care and Hope* lebt hier und hat ein paar Räume für ihre Mission angemietet. Auf diese Weise unterstützt sie das Hospiz und hat einen Ort für ihr Büro und ein paar Mitarbeiter. „Wir geben so wenig Geld wie möglich für Infrastruktur aus, damit das Geld den Kindern zugute kommt.“

Dieser Ort hier wirkt sehr mediterran, eine liebevolle Mischung aus Meditationszentrum auf Mallorca und italienischem Weinlokal, mit kleinem Park in der Mitte und vielen lustigen Vögeln, die im Mittelmeerraum in Käfigen zum Singen gezwungen werden, weil ihnen sonst nichts übrig bleibt. Hier singen sie auch, freiwillig, aber nicht so viel. Es ist etwas Seltsames mit der Freiheit.

Ich arbeite nach drei Prinzipien, hat Schwester Lydia mir erklärt:

Responsibility

Authority

Transparency

Man muss den Menschen die Möglichkeit geben, Verantwortung zu übernehmen. Das ist nicht immer leicht, aber der einzige sinnvolle Weg. Wer immer nur ein und dasselbe Stuhlbein baut wird nie einen ganzen Stuhl herstellen können.

Es ist mühsamer, dauert länger, hat höhere Fehlerquoten, aber das Ergebnis ist sinnvoller und dauerhafter. So einfach ist das alles. Binsenweisheiten, allein die Umsetzung sollte ebenso selbstverständlich und normal sein. Aber Profit und Gewinn sind nicht ein und dasselbe, denke ich. Und mir fällt, wie durch ein Wunder, das Projekt Stuttgart 21 ein. In Köln stürzen bereits die Häuser ein, weil die Stadt diese permanenten Untertunnelungen und Erdverschiebungen nicht mehr verkraftet, in Amsterdam wird der Kostenvoranschlag für die U-Bahn jeden Monat nach oben hin korrigiert, aber in Stuttgart wird das Großprojekt mit eiserner Hand weitergeführt, ein Bahnhof, der nach seiner Untertunnelung deutlich weniger Bahnsteige und Gleise hat, also reduzierter ist als vorher und eingezwängt und für alle Zeiten ummantelt von Betonröhren, ein Großprojekt also, das den Bahnhof kleiner und für die Zukunft unflexibler macht. Dieser Witz verschlingt Milliarden einer Stadt, die zu den reichsten in Deutschland gehört, wo wir Eltern in den Schulen Putzdienst übernehmen und Fundraising Kampagnen durchführen, damit es nicht reinregnet in die Klassenzimmer.

In Kenia müsste niemand hungern, sagte Schwester Lydia, „that country has everything“, Land, Natur, Viehzucht, Industrie und Handel. Es ist eine Demokratie geworden und könnte sich selbst ernähren - wenn man es wollte.

In der *Saturday Nation* ist ein Interview mit Kofi Annan. Ich werde darüber berichten. Auch darüber, warum der Mond hier so ungeheuer positiv ist.

Morgen ist Palmsonntag. Bis dahin: kwa heri

5. 4.

Habari?

Die Messe in Nairobi ist in gewissem Sinne so, wie man sie kennt. Fürbitten, Lesungen, Sonntagspredigt, das Vater unser, Wandlung, heilige Kommunion, und doch ist sie anders. Das beginnt schon mit dem Einzugsbesung. Einfach aufnehmen, auf CD brennen, verkaufen. Der kleine Kirchenchor singt vor, die zum Bersten gefüllte Kirche antwortet sechsstimmig. Ich sitze knapp hinter der Mitte und mir geht es sofort gut. Der Gesang von etwa 1500 Menschen bringt auch meinen Körper zum Vibrieren. Es ist ein leichtes, wohliges Zittern, das den Körper erfüllt. Im Werbe TV werden manchmal Massagegürtel angepriesen, die durch leichtes Vibrieren den Körper durch und durch massieren. Ein afrikanischer Kirchenchor schafft das besser.

In der Apsis sitzen mehrere Menschen, Frauen und Männer, ein Weißer, die Lesungen werden von Frauen durchgeführt, im Kirchenschiff Kinder, junge Männer und Frauen, Ältere, ein buntes Gemisch, drei Messen werden am Sonntag hintereinander gehalten, jedes Mal ist die Kirche voll. Ich sitze zwischen einem älteren freundlichen Herrn und Barbara, einer jungen Entwicklungshelferin aus Salzburg, die schon seit einem Jahr da ist und bis Februar bleiben wird. Sie kann sich gar nicht mehr vorstellen, von hier wegzugehen. Nun, so weit bin ich noch nicht, aber ich spüre, dass ich langsam ankomme, loslasse, hier bin.

Unsere Reisemöglichkeiten sind trügerisch, denn sie lassen uns glauben, dass wir überall gleich zuhause sind, nur weil wir schnell dort sein können und schon vieles gesehen haben vorher im Fernsehen oder aus Katalogen, Büchern. Kein Problem, mal schnell in Paris einen Kaffee zu trinken oder in New York einen Einkauf zu tätigen, auch ein kleiner Kamelritt in Marokko geht sich aus und ein Sonnenbad im Winter. Aber wir nehmen doch nur unser Zuhause mit und sind überall, was wir immer sind. Wir sehen die neue Umgebung, in der wir kurz herumstapfen wie hinter Glas, wie im Zoo. Überhaupt sind wir gewohnt, alles hinter Glas zu haben, unsere Gesprächspartner in Ämtern oder auf der Bank, die Lebensmittel im Supermarkt, das Weltgeschehen hinter der Mattscheibe, die wilden Tiere im Zoo, das Wetter vor unseren Bürofenstern und die Urlaubswelt im all inclusive Hotel.

Als wir die Kirche, die sehr hübsch ist mit ihren Fresken an den Wänden über den großen geöffneten Fenstern verlassen, schiebt sich eine Ziegenherde durch die Menschenmenge. Ein Tier hüpfte über die anderen, es will das Erste sein in der Gruppe, aber da haben ein paar andere etwas dagegen. Wie bei uns Menschen. Wieder schieben sich 1500 Gläubige in das Gebäude, das mit seinen rostroten Stahlträgern aussieht wie eine Markthalle, im besten Sinne. Die Atmosphäre ist luftig und leichtfüßig, Holz und sommerliche Farben, Palmwedel, der weiche Sandboden, die Ziegenherde, die bunten Menschen, die vielen Kinder mit ihren kunstvoll ornamentierten Haaren, die Gesänge und Diskussionen, ich verstehe die Sprache nicht und habe keine Ahnung, ob sich die Gruppe vor mir über das Mittagessen unterhält, über die Messe oder den Autofahrer nebenan, oder dass sie sich einen Kühlschrank kaufen konnten, endlich. Es ist egal, sie sind angeregt und lachen und reden meistens alle gleichzeitig. Gut, dass ich da bin, denke ich das erste Mal und trabe den Ziegen hinterher, dem Mittagessen entgegen.

Nach einem ausgezeichneten Mittagessen wühle ich mich wieder durch die Tageszeitung, mit Dictionary und ohne eigentliches Basiswissen. Es gibt ein Theaterfestival, das ich perfekt verpasst habe, Studentenrevolten und viele verschiedene Artikel und Meinungen. Irgendetwas ist schief gegangen, überlege ich. Der Buddhismus, das Christentum, die französische Revolution, die Demokratie, der Sozialismus, wir haben viel gelernt und hätten ausreichend Möglichkeiten, friedlich miteinander zu leben. Warum tun wir es nicht? Ich möge mich bitte zurückhalten in meinen Emails, warnt Schwester Lydia, in Kenia wird abgehört und überwacht, vor allem die Missionen, Kirchen und Klinken, Ausländer die helfen sind nicht sehr beliebt bei der Regierung, denn sie vermitteln, dass dieses Land Hilfe braucht und das soll verschwiegen werden. Die Slums

existieren einfach nicht im Bewusstsein der herrschenden Schicht.

Worüber man nicht reden kann soll man schweigen hat der Philosoph Wittgenstein in seinem „Tractatus Philosophicus Überlebens“ formuliert und daran halten sich die Slumbewohner. Jeder hier könnte der Mörder der Nachbarin sein, jeder ein Spitzel, jeder ein Mitglied irgendeines Schlägertrupps.

Nach der Lektüre von etwa 200 Kinderzeichnungen habe ich alles verstanden. Immer mehr empfinde ich eine innere Unruhe bei jenen, die wissen, wie es geht. Wer wissen will ist auf dem besseren Weg als wer zu wissen glaubt. Und wer sich sicher ist kann schnell bedrohlich werden. So ähnlich formuliert das Walter Sittler in seinem Text „Essen mit Freunden.“ Auch wir sind gewohnt uns an unserem Nachbarn zu orientieren. Das fängt schon beim Theater an. Kaum hat jemand ein besseres Engagement, schon pocht der Neid an die Türe. Wir lesen Theater heute und ärgern uns. Warum man dieses oder jenes Stück inszeniert oder diese oder jene Rolle spielt ist nebensächlich. Hauptsache auffallen und weiterkommen. Ich könnte in Nairobi ein Stück schreiben und inszenieren über die inneren Zustände, ein paar nackte Frauen, Schimpfreden auf den Präsidenten, irgendwas anzünden. Damit käme ich sofort in die Zeitung. Ob ich danach wieder einreisen dürfte ist fraglich und wer etwas davon hätte höchst ungewiss. Solange die deutsche Bundesliga aus mehreren Vereinen und entsprechend vielen Fußballplätzen und Spielen besteht ist die Welt halbwegs in Ordnung. Wären aber plötzlich alle gezwungen, gleichzeitig auf einem einzigen Platz zu spielen und würden alle gemeinsam den Schiedsrichter gegen sich haben, dann wäre das Spiel höchst explosiv. In Kenia liegt der Ball auf dem Elfmeterpunkt. Und alle sind bereits losgestürzt.

Nach einer Kaffeejause mit einem Benediktinerpater aus dem Ruhrpott, der seit zwanzig Jahren in Afrika lebt und Torten mitgebracht hat die leckerer kaum sein können, sitze ich wieder im Büro. Die Krähen sammeln sich lauthals für den Gute Nacht Gruß, ich bin da, habe vieles über Kenia erfahren in den ersten fünf Tagen, es ist ein wunderbares Land, das es sich selbst nicht leicht macht, manches werde ich wahrscheinlich erst nach meiner Reise wirklich verstehen und formulieren können, manches liegt auf der Hand, morgen ist Montag, eine neue Woche beginnt, eine neue Etappe meiner Reise durch das Labyrinth der Menschlichkeit. Um 8:30 werde ich meinen zukünftigen Assistenten treffen und um 15:30 alle Lehrerinnen und Lehrer für ein erstes konzeptionelles Gespräch. Es geht also los, ich empfinde dieselbe angespannte Ruhe wie das ganze Land. Ich habe fünf Wochen Zeit für ein erstes Slumtheater. Wird diese Zeit reichen?

Was ich heute schon sagen kann: Schwester Lydia ist ein Geschenk des Himmels - und nicht nur für mich!

Jambo sana!!!

6. 4.

Jambo!

Jambo heisst *hallo* und *habari how are you*. *Habari jaku* heisst *wie geht es Dir* und *habari senju wie geht es Euch*. *Kwa heri* heisst *Auf wiedersehen* und *Asante sana Thank you*. Ein Eröffnungsdialog funktioniert also oft so:

Jambo.

Jambo.

Habari?

Jambo sana.

Karibu.
Asante sana.

Karibu heisst *welcome*. – Also:

Karibu!

Es ist halb Acht Uhr Abends. Vor einer halben Stunde habe ich plötzlich innegehalten, irgendetwas war anders als sonst, irgendetwas war als *error* in meiner Psyche. Ich stand da, wartete und versuchte dahinterzukommen, warum ich plötzlich so aus meinen Gedanken gerissen bin und mich nicht auskenne. Bis ich plötzlich erkannte: ich höre ein Huhn gackern. Nun, das ist erstmal nichts Außergewöhnliches, eigentlich. Allerdings im dritten Stockwerk eines Wohnblocks mitten in einer 3 – Millionen Stadt dann doch. Vor der Türe meiner kleinen süßen Wohnung mit Blick über die Dächer und Autowerkstatt unter dem Fenster läuft also ein Huhn herum und gackert.

Für mich ist diese Wohnung mit ihren 15 Quadratmetern fast ein wenig gross, für eine Familie mit mehreren Kindern eher nicht. Darum sind die Kinder auch meistens im Treppenhaus. Ich lebe also mit Hühnern und etwa 50 lärmenden Kindern zusammen, die Autowerkstätte testet seit ich da bin den Motor eines Misubishi-LKW, Ruhe findet man hier nicht, dafür aber das volle Leben. Bald wird der Mond durchs Fenster scheinen, ich freu mich drauf, ich mag die Wohnung, jetzt schon.

Heute um halb neun hatte ich ein Treffen mit vier jungen Männern, zwei sind Lehrer in den Schulen von Hands of Care and Hope, zwei sind arbeitslose Sozialarbeiter. Nicht, dass man keine Sozialarbeiter brauchen könnte, alleine, es fehlt das Geld. Und schon wieder muss ich an Deutschland denken. Übrigens werden in Nairobi Firmen angeworben, die Bepflanzung kleiner Grünflächen in der Innenstadt zu bezahlen, weil auch dafür dem Staat das Geld fehlt. Da heisst dann ein verstaubtes Blumenbeet in einem Kreisverkehr „sponsored by Holliday Inn“.

Diese vier Männer werden mir abwechselnd assistieren, mich durch die heissen Strassen der Stadt führen, mir übersetzen und nach meiner Abreise die Vorstellungen betreuen. Also vorausgesetzt, wir kommen so weit. Nach dem meeting sind wir in die City gefahren, an brennenden Autoreifen vorbei, an Kreisverkehrgrünflächen „sponsored by...“ an Obstständen und Kitschverkäufern ebenso wie an Ziegen, Gänsen und telefonierenden Indern. Dort habe ich einen Safaricom Mobile Connect für den Laptop bekommen (made in China!) und eine simcard für mein Handy. Ich bin also jetzt ein vollwertigs Mitglied der Society, connected and reachable. Mit all diesen Geräten sitze ich jetzt in meiner kleinen Wohnung, trinke Nescafe, höre ein Huhn gackern und schreibe am Tagebuch.

Das Lehrertreffen war außergewöhnlich. Ich wurde von einem meiner Assistenten abgeholt und wir gingen etwa 15 Minuten Zulu zum Theater. Einen Weg, den ich keinem Afrikatouristen als Einstieg empfehlen würde. Im Theaterneubau, den Peter Quendler ermöglicht hatte, saß ich dann mit Jane, Sozialarbeiterin und Assistentin von Sr. Lydia und 19 Lehrerinnen und Lehrern im Kreis und sprach über meine Ideen und Visionen. Um es kurz zu machen: wir werden vor meiner Abreise eine Aufführung auf die Bühne bringen, das ist besiegelt. Zum Ende meiner kurzen Einführung erklärte ich, dass ich gerne auch ein paar von ihnen mit auf der Bühne hätte. Es gäbe dann Children, Juth and Adults. Ich fragte vorsichtig, ob jemand schon ganz sicher und definitiv wüsste, dass er nicht auf die Bühne wollte – regungsloses Schweigen. Dann fragte ich noch vorsichtiger, ob jemand schon wüsste, dass er unbedingt auf die Bühne wollte – regungsloses Schweigen. Kurz hatte ich die Befürchtung, dass mich überhaupt niemand verstanden hatte, also weder die Frage noch alles vorher noch überhaupt, als eine Hand vorsichtig nach oben ging, dann eine Zweite, eine Dritte und so weiter. Bis auf vier, die es sich noch überlegen wollen, möchten also alle mit mir für eine

Theaterproduktion arbeiten. Wow! Zuletzt fragte ich, if someone would like to play a mainrole, if someone wants to become a star? Eine Hand ging nach oben und zeigte auf die Nachbarin der Handbesitzerin, somit war auch das geklärt.

Ich denke sehr darüber nach, Shakespears „Romeo und Julia“ als Basis für das Theaterprojekt zu nehmen. Vielleicht nicht übertrieben originell, aber es hätte einige Vorteile. Ich bin Gast in einem sehr gefährlichen Land. Mit einem so bekannten, weltweit gespielten und verfilmten Klassiker kann mir niemand vorwerfen, dass ich mich in die inneren Zusammenhänge des Landes einmische, weder die Mitarbeiter, die aus den beiden Lagern kommen noch das Publikum, noch die netten weissen Mäuse, die möglicherweise meine E-mails lesen und kann trotzdem politisch Stellung beziehen. Eine Mitarbeiterin hat mir in diesem Zusammenhang erzählt, dass sich ihr Cousin aufgehängt hatte, da es immer noch das angenehmere Sterben sei als von der kenianischen Mafia hingerichtet zu werden. Angeblich, weil er mit seinem Obstverkauf bessere Erfolge hatte, als sein Nachbar. Angeblich! Wer den Menschen in den Slums hilft würde überdies so tun, heißt es in gut informierten Kreisen, als gäbe es hier in Kenia schlimme Zustände. Das will niemand hören. Ich bin Gast in diesem schönen friedlichen Land und möchte weder jemandem unrecht tun noch die Arbeit der Missionen gefährden, also habe ich mich entschlossen, einen Klassiker zu spielen, um den Menschen Freude zu machen und um dem Ausland, aus dem ich ja schliesslich komme, erzählen zu können, dass hier, in Nairobi, alles gut läuft und man ohneweiteres ein schönes bekanntes klassisches Theaterstück aufführen kann. So gut ist hier alles!

Die Kinder in den Schulen von Hands of Care and Hope tragen keine Uniformen. Das würde zuviel Geld kosten, damit wären wieder genau die ausgeschlossen, um die es eigentlich geht. Der Sozialstaat ist hier noch nicht erfunden worden, also muss man sich sozial verhalten. Natürlich könnte man auch die Ansicht vertreten, das Ausland muss sich nicht einmischen in die Angelegenheiten eines souveränen afrikanischen Staates. Aber dann dürfte es natürlich auch keine Waffen verkaufen und billigen Zucker und Raubbau betreiben. Dann müsste es sich eben wirklich raushalten und ganz normalen Handel treiben, so wie zum Beispiel Deutschland mit Frankreich. Die Franzosen kaufen deutsche Autos und die Deutschen französische Lebensmittel. Aber nicht Waffen mit Land vertauschen und sich dann raushalten. Oder mit EU-Geldern den Dumpingverkauf von Getreide oder Zucker fördern, sodass die Bauern in den afrikanischen Ländern auf ihren Waren sitzen bleiben und auch keine Chance mehr haben. Die westliche Welt soll sich also nicht so aufspielen.

Dass wir in Korogocho Schutzgeld zahlen finde ich ganz normal. Diese Prinzipien gibt es auf der ganzen Welt. Ich frage mich manchmal, wieso sich alle eigentlich immer so gegen die Mafia wehren? Die hält wenigstens, was sie verspricht. Im Gegensatz zur Politik. Und sie hat es auch nicht gemächlich, die Mafia, die muss sich ja auch dauernd organisieren, wird verfolgt, muss die Hierarchie einhalten und wehe, es geht was schief, dann kommt der Boss und der Oberboss und dann der Boss vom Oberboss und wer wirklich der wirkliche wahre Boss ist das weiss auch bei der Mafia keiner weil sich alles so wahnsinnig schnell ändern kann, bei der Mafia und bei der Nichtmafia und bei allen und überhaupt. Der Boss der Schutzgeldmafia aus Korogocho ist jedenfalls gestern auf offener Strasse hingerichtet worden. Vom Boss einer anderen Bande. Höchstpersönlich. Wahrscheinlich ist das Leben einfach ein Stress. Immer und für jeden. Peter Stein hat, als er noch Direktor der Salzburger Festspiele war einem Hospitanten, der Probleme mit seiner Miete hatte erklärt: „Ich habe weltweit neun Häuser zu verwalten, das ist auch kein Honigschlecken.“ Es hat also jeder Stress. Der Unterschied ist vielleicht nur, ob man diesen Stress in einer kleinen Blechbaracke hat und gerade am Verhungern ist oder in einer Zwölfzimmersuite bei Kaviar und Champagner. Und so bin ich, der durchaus durchschnittlich bescheiden und ebenso durchschnittlich größenwahnsinnig ist, doch ein wenig stolz, dass ich einen kleinen Teil meiner

nicht sonderlich hohen Gagen dafür verwende, hier mit Kindern, die ohne die Arbeit von Sr. Lydia und ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern schlichtweg keine Existenz hätten und mit Lehrern, die 3Euro50 am Tag verdienen, zu arbeiten und Theater zu machen. Auch wenn mich die vielen dunklen Menschen auf der Strasse auf den 500 Metern die zwischen meiner Wohnung und dem Hospiz liegen anschauen wie einen Feind, einen Ausbeuter und Ausnützer, aber da muss ich durch. By the way, ein Cappuccino in der City kostet genausoviel wie bei uns in Stuttgart.

Barbara hat heute Besuch aus Europa bekommen. Ich war im Büro und hörte vertraute Klänge. Ich bin dann raus und sagte „Grüss Gottle!“ Man glaubt es nicht, aber in diesem riesigen Deutschland mit seinen vielen Großstädten ziehe ich ausgerechnet nach Stuttgart und dann treffe ich in Nairobi ein paar Europäer und wo kommen die her? Na klar, aus Stuttgart! Übrigens lebt ein direkter Verwandter von Obama im gleichen Viertel hier in Nairobi wie ich. Wenn das kein Zufall ist...!

Heute Abend geht meine erste Reiseweche zuende. Morgen beginnt Woche zwei. Ich halte fest: Ich bin gut in Nairobi angekommen.

Schwester Lydia ist ein Partner wie man ihn sich nur wünschen kann.

Obama wird für Gott gehalten, der allen Kenianern Reichtum bringt.

Ich habe mehrere hundert Kinder gesehen, die Lesen und Schreiben lernen.

Ohne die Hilfe von aussen wären viele bereits tot.

Ich glaube, bei allem Sarkasmus, dass eine wesentliche Vorbildfunktion von Europa darin besteht, dass es sich langsam fortbewegt. Die Großtöner mit ihren Sprüchen und Sprüngen rutschen doch meist den Hang rückwärts wieder hinunter und reißen wie Lawinen vieles mit sich.

In vier Wochen habe ich Endproben.

Das Klima hier ist angenehm, die Moskitos sind zum Kotzen.

Insgesamt ist Vorsicht geboten.

Armut ist wirklich richtig scheisse und ein unnötiges und veränderbares Problem.

Zum afrikanischen Opernprojekt von Schlingensiefel fällt mir wirklich so richtig gar nichts mehr ein.

Wenn in Nairobi ein Mercedes im Stau steht wird er von einer Herde Ziegen überholt. Das fehlt in Stuttgart.

Alleine für die frischen Mangos lohnt sich die weite Reise.

Ich habe eine Wohnung in Nairobi mit Blick in den afrikanischen Himmel.

Es ist 21:30. Die Hühner schlafen.

Die Kinder noch nicht.

Kwa heri, Euer Stephan

7. 4.

Der Vollständigkeit halber möchte ich bestätigen, dass wo Hühner sind meist auch ein Hahn ist. Und ein solcher kräht. Und zwar sobald es hell ist. Dazu muss man wissen, dass ein Treppenhaus, insbesondere eines 6-stöckigen Hauses, ein hervorragender Hallraum ist. Ich werde also ab heute von einem Hahn geweckt. Mit Hallverstärkung.

Jambo!

In den internationalen Nachrichten wird man heute erfahren haben, dass die beliebte und engagierte Justizministerin in Kenia zurückgetreten ist. Ihre Arbeit ist sinnlos, sagt sie, wenn ihre Entscheidungen immer wieder rückgängig gemacht werden, wenn die korrupten Politiker, die sie ihrer Ämter enthebt, vom Präsidenten mit Gehaltserhöhung wieder eingesetzt werden. Dieser Rücktritt ist eine moralische und politische Hedentat, sie setzt damit ein Zeichen gegen die Korruption dieser Regierung. Ob sich damit die Lage verbessern oder ich früher zurückfliegen muss

weil der Bürgerkrieg, der hinter jeder Blechwand auf Abruf wartet, wieder ausbricht, bleibt abzuwarten. Das mehrfache Scheitern von Utopien hat offensichtlich zu einer Zukunftsignoranz und Egokonzeption geführt, die alles um sich herum unter Weichzeichner setzen. „Homing“ ist das neue Schlagwort. Darunter versteht aber eben jeder etwas anderes. Wenn ein junges Liebespaar zuallererst an sich denkt hat das eine andere Wirkung als bei einem Bankmanager oder Regierungspräsidenten. Auch hat „Homing“ einen anderen Geschmack je nachdem ich mich zuhause aufhalte weil mir die Kraft fehlt, vor die Türe zu gehen, weil ich zum Beispiel nichts mehr zum Fressen habe, oder ob ich mich zuhause aufhalte weil ich so fett und mächtig bin, dass ich mir alles bringen lassen kann, was ich will. Und geistiges „Homing“ - der gemütliche Rückzug in die eigene Gedankenwelt kann faszinierend sein aber auch unappetitlich. Unsere seelische Verrohung ist das Ergebnis von Handlungen, die uns allen, egal in welchem Kontinent wir leben und mit welchem Monatseinkommen, das Vertrauen genommen haben. Hartz steht in Deutschland nicht nur für eine neue Arbeitslosenpolitik sondern auch für den Mann, der nicht nur dieses Sparprogramm für eine Gesellschaft entwickelt hat, die sich gegen die wirtschaftliche Veränderung in Deutschland gar nicht wehren kann, sondern der selbst in größtem Überfluss gelebt und auch sonst ein unappetitlicher und skrupellos ausbeutender Mensch ist. Was muss ich da noch über Kenia schreiben. Wenn es keine Anhaltspunkte mehr gibt, dann hat man nur mehr die Wahl zwischen Macht erreichen oder ihrer Willkür ausgesetzt sein. Der Unterschied ist, dass man in Deutschland morgen möglicherweise arbeitslos ist, während man in Kenia morgen möglicherweise tot ist. Es ist drastischer, sonst nichts. Dass immer die anderen schuld sind ist in beiden Ländern gleich.

Die Frage, die ich mir stelle ist, ob es überhaupt noch irgendeinen Gradmesser gibt, eine Grundlinie, von der man nach oben oder nach unten die Abstände zeigen kann, so etwas wie eine Grundmoral. Oder ob unsere Mediengesellschaft, unsere Bilder – Wirklichkeit alles möglich macht. The winner is...! Wer das beste Foto schießt hat gewonnen. Was ich auf meinen Afrikareisen erlebe ist extremer, nicht anders. Das Gesicht Afrikas ist dem europäischen ähnlicher als man vermuten würde, aber es ist nicht geschminkt. Es ist extremer, offener, offensichtlicher, archaischer, altmodischer und moderner, grober, unverschnörkelter, aber es ist nur ein anderer Blick. In Afrika werden andere Objektivs vors Auge geschnallt, aber es ist nichts grundsätzlich anderes zu beobachten oder festzustellen, die Absurdität des Ganzen wird nur deutlicher.

Hier, heißt es, machen die Menschen für Geld alles. Fertig gedacht heißt das, ich kann mit meinem Bargeld, das ich in der Hosentasche habe, einen Mord bezahlen. Weil hier vieles im Verhältnis billig ist. Ich zahle, der andere führt aus. In Europa ist es oft umgekehrt. Man führt aus und der andere bezahlt nicht. Die Arbeit hat keinen Wert mehr. Der Manager treibt den Gewinn einer Firma in die Höhe indem er auf Arbeiter verzichtet. Das hieße in Afrika, ich bezahle jemanden dafür, dass er sich ermorden lässt. Der Mörder bekommt nichts. Und der Ermordete hat nichts davon. Nur ich habe mein Ziel erreicht. Um denselben Preis aber mit anderen Vorgängen. Ich frage mich also, ob die Entwicklung, sich immer mehr nur noch um sich selbst zu kümmern nicht zynisch ist, so wie ich das mit meiner altmodischen Betrachtung benenne, sondern die logische Konsequenz einer auf nichts beruhenden internationalen Verkommerzialisierung der Freiheit. Es geht mir um die prinzipielle Frage, ob ich eigentlich ein Idiot bin, weil ich hier in Nairobi unter schwierigsten Bedingungen mit Kindern und Jugendlichen der absolut untersten Unterschicht arbeite anstatt in Mombasa am Strand zu liegen.

Als Schwester Lydia nach Kenia kam, es war nach über vierzig Jahren Afrika ihr fünftes Land, hatte sie keine Basis von der sie ausgehen konnte sondern nur eine Idee, eine Vision: Bildung in die Slums bringen. Die erste Schule, die sie hier gegründet hatte, habe ich gesehen: eine Blockhütte auf Stelzen, mitten in den Müllhalden, für fünf Klassen. Mittlerweile gibt es vier Schulen mit insgesamt 16 Klassen und über 700 Schülerinnen und Schülern und seit einem halben Jahr ein Jugendzentrum,

das ich also in einem Monat eröffnen und irgendwie vielleicht ein bisschen in die Zukunft lenken kann, bis es von selbst fährt. To steer, not to lead. Und ich stelle fest, dass mich das freut, dass ich hier, in diesem verzweifelt armen Land ein Theater eröffnen und Menschen damit von der täglichen Langeweile befreien kann, weil sie plötzlich etwas zu tun haben. „Seit wir hier unsere Schulen haben gibt es in diesen Slums keine bettelnden Kinder mehr,“ sagt Sr. Lydia. Und das ist eine Tatsache.

Jane hatte mir heute Morgen erzählt, dass sie mit vierzehn ihre ersten Schuhe bekommen hat, ein Geschenk ihres Vaters zum Abschluss der Unterstufe. Sie war sehr stolz auf ihre Schuhe und hat sie nur am Sonntag angezogen, nachdem sie ihre Füße lange geschrubbt hatte und wenn sie ausging. Damit sie diese Kostbarkeit aber auch lange behalten kann hat sie die Schuhe mit ins Bett genommen. Bis zu ihrem ersten Kind. Heute hat sie mehrere Kinder und mehrere Paar Schuhe. Und das ist auch in Ordnung, meint sie. Man kann sich ja auch mit mehreren Paar Schuhen anständig benehmen.

John, einer meiner Mitarbeiter, saß heute mit zwei unterschiedlichen Schuhen bei der Besprechung: ein Neoprenstiefel und ein Stöckelschuh. Ich gebe zu, ich tat so, als hätte ich es nicht bemerkt und schaute doch immer wieder aus dem Augenwinkel hin. Was ist denn das für einer, dachte ich. Später kam ein Arbeiter aus dem Krankenhaus und brachte den reparierten zweiten Neoprenstiefel und nahm den Stöckelschuh wieder mit. Der junge Mann wollte einfach nicht, dass sein Socken auf dem Boden schmutzig oder kaputt wird, denn er hat wohl nur dieses eine Paar. Ein Paar Sandalen, ein Paar Neoprenstiefel, ein Paar Socken. Ihn hat Sr. Lydia eingesetzt, obwohl sie eigentlich keinen Job mehr hatte. „Ich konnte einfach nicht anders,“ erklärte sie mir, „ich konnte ihn nicht wegschicken. Aber sonst bin ich nicht so. Wer helfen will darf sich nicht überfordern. Sich nicht und das Unternehmen auch nicht.“

Schwester Lydia wird sicher keine Orden bekommen und in Kommissionen, Jurys und Talkshows sitzen, sie wird nie als Afrikaexpertin angefragt oder bei Premieren oder Events herumgereicht werden. Auf ihr Konto gehen keine großartigen Reden und Sprüche, keine Bücher und keine Hochglanzexpertisen. Dafür aber das physische und psychische Überleben tausender Menschen. Das ist irgendwie der Unterschied. Das ist irgendwie mein Thema. Was das jetzt konkret für mich und meine afrikanische Zukunft bedeutet weiß ich noch nicht. Aber es ist ja noch Zeit. Step bei Step ist das Motto unseres Theaterprojekts.

Ich habe heute damit begonnen, Shakespears „Romeo und Julia“ für das Slumtheater zu bearbeiten. Eröffnet wird die Aufführung mit einem Prolog, den ich für die Kinder geschrieben habe. In English! Es ist mein erster Text in englischer Sprache. Morgen werde ich von meinen Assistenten durch die Slums geführt. Ich werde darüber berichten.

8. 4.

Korogocho ist auf dem Stadtplan eine graugrüne Fläche an deren einem Ende eine Straße plötzlich aufhört und an deren anderem der Stadtplan. Seit heute weiss ich, warum. Wir waren zu fünft von 9h bis 13h, also vier Stunden unterwegs, unser Guide führte uns kreuz und quer durch das Viertel, ich habe so etwas noch nie gesehen und auch nicht erwartet. Keine Ahnung, wie ich darüber schreiben soll, weil man das eigentlich nicht beschreiben kann.

Von der Mission aus geht man eine geschäftige Straße mit Läden vor den meist fünfstöckigen Häusern bis zu dem Punkt, an dem auf dem Plan die Strasse aufhört. Sie geht zwar weiter, ist aber plötzlich nicht mehr löchrig asphaltiert, sondern aus gestampfter Erde. Sonst hat sich noch nicht

viel geändert, aber dann verzweigt sich diese Strasse, nach einem grossen Feld für Sport, zu mehreren breiteren Wegen, auf denen Rollkarren, Fahrräder und Pkws noch fahren können, LKWs nicht mehr. Die Häuser sind mittlerweile meist nur noch einstöckig, aber noch gemauert. Dann haben wir die Schule „New Life“ erreicht, den Treffpunkt für unsere Wanderung. Von da an geht es ganz schnell. Aus den Häusern sind Baracken geworden aus Lehm oder Blech, die Wege sind Rinnsale, in denen sich alles sammelt, was seit Jahren niemand weggeräumt hat, Kot, Hühnerknochen, gestockte Seife und Spülmittel, Plastik, Abfall, Kompost, etc. Alles gestampft und vom Regen immer wieder aufgeweicht, die Wände sind zum Teil aus Blechstücken gefertigt, die sich aufgebogen haben, man kommt nur gebückt weiter, steigt immer wieder über im stinkenden Rinnsal spielende Kinder, die kleinen Fensterchen sind auch Öffnungen von Läden, jeder versucht irgendetwas zu verkaufen, Bananen, Schrauben, Glasflaschen, Schnaps, Zigaretten, tote und lebendige Hühner, sich. Der Gestank ist schwer zu ertragen, zu mittag, wenn die Sonne auf die Stadt brennt, kaum noch.

Diese Menschen, sagt Philip, versuchen jeden Tag, etwas zu verkaufen. Wenn es ihnen nicht gelingt haben sie nichts zum Essen. Manchmal warten sie Tage, ohne Essen, ohne Möglichkeit, sie sitzen und warten und wissen doch, dass die meisten hier ebenso arm sind wie sie. Und wer fremd ist, jemand mit Geld kommt nicht in dieses Viertel. Weniger als diese Menschen kann man nicht haben, sagt Sr. Lydia. Als wir um eine Ecke biegen sehen wir zwei sehr hagere Männer um die sich eine Traube von Fliegen scharen, wie eine kleine Windhose sieht das aus. Sie sammeln den Kot der Menschen hier in dieser Tonne, denn es gibt natürlich keine Toiletten in diesen Baracken, die Menschen kacken auf die Erde und bringen das dann eingewickelt in ein Stück Papier oder Plastik zu diesen Männern. Wenn die Tonne voll ist wird sie von den beiden zum Fluss geschleppt. Sie erhalten ein bisschen Geld für die Fäkalien, davon leben sie.

Nach einer Stunde kreuz und quer durch das absolute endgültige Elend werden die Gassen wieder etwas breiter und öffnen sich zu einer großen Ebene, die den Hang hinaufführt, eine gigantische große Müllhalde. Das ist die zentrale Mülldeponie der Metropole, erklärt Philip. Der Europäer, also ich, denkt natürlich sofort, warum wird diese Deponie nicht verlegt, warum müssen die Menschen zu ihrem Leid, zu ihrer bodenlosen Armut auch noch den Müll und den Überfluss und die Gifte der reichen Westside abbekommen. Der Afrikaner, also Philip erklärt, dass das Government die Deponie verlegen wollte, aber das gab einen Aufstand. Nämlich, viele Menschen hier leben von der Deponie. Sie sortieren den Müll nach wieder verwertbaren Rohstoffen und die Deponie bietet Nahrung für die Schweine und die Ziegen. Und tatsächlich, als wir dem dampfenden Hügel näher kommen sehen wir das Leben auf der Deponie. Die Menschen durchstöbern und sortieren nach Glas, das sie je nach Farbe auf verschiedene Hügel aufschichten, jeder etwa so groß wie ein Kleinbus, durchsichtigem und buntem Plastik, Plastikflaschen, Papier, Bleche und Eisen. Diese Haufen werden am Rand der Deponie zu einem großen Berg aufgeschichtet und wenn ein Berg die Größe erreicht hat die ein LKW aufladen kann werden die Menschen, die ihn errichtet haben, dafür bezahlt. Ohne diese Mülldeponie gäbe es hier noch mehr Armut, sagt Philip. Unnötig zu erwähnen, dass in diesem Gestank Kinder spielen, von Ausschlägen übersät, von außen und innen vergiftet. Der Mann, der unter einem kleinen Bäumchen mit Plastik zugedeckt liegt ist nicht tot, aber ohne das Plastik würden die Geier über ihn herfallen. Die Geier, die zu hunderten über der Stadt kreisen. Der Mann, der neben der Strasse liegt und nicht mit Plastik zugedeckt ist, ist allerdings schon tot. Der ist so staubig, der liegt da wohl schon den ganzen Tag, aber hier ist zuviel Betrieb, da kommen die Geier nicht. Den werden Tiere holen in der Nacht, oder er wird irgendwann weggebracht. „Einmal habe ich hier in den Müllhalden ein Baby gefunden,“ erzählt Philip, „es hat was gewimmert neben dem Weg, ich bin hin, da war ein Baby eingewickelt in Papier. Viele legen ihre Babys weg. Es hat keinen Sinn mehr. Ich habe die Polizei gerufen, weil ich nicht wusste, was ich tun soll. Die haben es dann irgendwo hinggebracht.“

In diesem ganzen Mist, an den man sich mit der Zeit gewöhnt, findet ein ganz normales Alltagsleben statt. Die Schweine finden genug zum Fressen, Menschen haben ihre Arbeit, es führen ein paar stark frequentierte Wege durch die Müllberge, das ganze Gelände wirkt wie ein synthetisches Hochplateau mit Ackerbau und Viehzucht. Manchmal muss man durch schwarze Rauchsäulen stapfen, da hat sich dann irgendeine Chemikalie entzündet, oder Gummi. Das viele Glas, das überall herumliegt, verursacht oft Brände, die Menschen versuchen dann, mit dem anderen Müll, den sie drauf werfen, zu löschen. Die Feuerwehr kann da nicht hinfahren, durch das Gelände kommen keine Autos.

Über die Müllhalden kommen wir wieder in das Baracken-Viertel zurück, in dem alle in Bewegung sind, langsam und unnötig, aber wer innehält gibt auf und verendet, sagt unser Guide. Don't stay, move! Wer einmal darüber nachgedacht hat, wie sinnlos hier alles ist, der greift zum Alkohol. Dieser Billigschnaps zerstört in weniger als zwei Jahren das Gehirn. Wir steigen gebückt eine schmale, von dem klebrigen Dreck gefährlich rutschige Treppe hinunter zu einem kleinen Platz, der Gestank ist bestialisch, irgendwo her kenne ich diesen Geruch, denke ich. „Hier wird das illegale Zeug verkauft.“ Das hätte er gar nicht mehr sagen müssen, die Menschen, die hier im Dreck sitzen, an die Wände des kleinen Platzes gelehnt sind freundlich, zgedröhnt und starren uns an. Und da fällt mir ein, wonach es hier so streng riecht, nach ausgekotztem Schnaps. Der Mann hinter dem kleinen Fenster fragt uns, was wir wollen. Unser Guide redet kurz mit ihm. Da kommt der Mann raus, begrüßt mich freundlich und erklärt, „it's better for the people, they die more quickly and have more fun in the process.“ Auf dem Rückweg zur Schule sehen wir hinter einer Baracke einen Holzkäfig, darin ruht eine dicke Sau. Sie kann hier keinen Schritt machen, kommt nie raus und ernährt sich von einer blaugrünen schimmelnden Kloake. Der Holzkäfig ist nur unwesentlich kleiner als die Lehmhöhle des Besitzers. Nur sterben ist schöner, denke ich.

In der Schule treffe ich Pastor Idaki. Er arbeitete früher hier am Rande des Viertels als Angestellter in einer Firm. Vor zehn Jahren hat die Firma geschlossen und er ist Pastor geworden. „Seit zehn Jahren predige ich hier in Korogocho. Ich leben von Spenden. Ich arbeite hier für die ärmsten der Armen. Frauen, die krank sind, alleine mit ihren Kindern, Jugendliche die keine Chance haben, Kinder.“ Er ist eine Autorität hier in Korogocho, jeder kennt ihn. „Ohne ihn hätte ich das nicht erreicht, was wir heute hier haben,“ hatte mir Schwester Lydia an jenem Donnerstag erzählt, bevor ich ihn kennen gelernt hatte. Pastor Idaki ist etwa vierzig Jahre alt, ein gut aussehender Mann mit einer ruhigen freundlichen Selbstverständlichkeit. Sein Hemd ist immer tadellos weiß, der graue Flanellanzug gepflegt. Nur an seinen Schuhen sieht man, dass er durch den Sumpf wadet, durch den Sumpf von Korogocho. Ich könne mich immer an ihn wenden wenn ich etwas brauche, wiederholt er, er wird die Schlusszene spielen, denke ich.

Wir betreten die Schule St. John Bosco, die kleinste der drei Schulen in Korogocho. Wir werden zum Mittagessen erwartet. Die Kinder freuen sich, dass ich wieder da bin, es gibt Bohnen mit Reis, die Kinder tollern herum, sie haben schon gegessen. Jedes der über 700 Kinder in den vier Schulen bekommt von der Mission Frühstück und Mittagessen, „jedes Tagesessen kostet täglich 25 Cent, mit einem Euro kann ich also täglich vier Kinder satt machen,“ hatte mir Sr. Lydia vorgerechnet. Die Maissuppe in der Früh kostet 10 Cent, das Mittagessen 15 Cent. Ich esse also für 15 Cent zu Mittag. Danach wird Trinkwasser verteilt. Eine der Lehrerinnen fragt mich, was ich denke, wie man Korogocho retten kann. Trade und Education, antworte ich sofort, ich bin selber überrascht, dass ich so schnell eine Antwort weiß, aber nach dem heutigen Wandertag ist mir die Situation sehr klar geworden. Solange die Menschen keine Käufer haben für ihr Produkte werden sie kein Einkommen haben und selbst nichts kaufen können und so weiter. Auf dem Nachhauseweg gehen wir durch den großen Markt, der zentrale Markt des gesamten östlichen Slums, also Karindundu, Korogocho,

Dandora, Kariobangi, Huruma und Mathare.

Die Menschen kaufen hier in diesem zentralen Markt ein, hier ist alles billiger als anderswo. Manchmal gehen sie dann Stunden zu ihrem Verkaufsort, mit Bananenkisten auf dem Kopf, oder Holzkohle auf Handkarren oder Klamotten, manche gehen auch den ganzen Tag herum und versuchen so ihr Glück, sie können einfach nicht mehr sitzen und warten, dass etwas passiert, sie haben keine Geduld mehr, oder einfach nur Hunger. Sie gehen kilometerweit um zwei Bananen zu verkaufen. Wenn sie Glück haben, können sie am nächsten Tag drei besorgen mit dem Gewinn. Wenn sie Pech haben, dann müssen sie entscheiden ob sie die zwei Bananen essen oder lieber hungern um es am nächsten Tag nochmals zu versuchen. Um vier Uhr erreichen wir meine Wohnung, ich bin vollkommen entkräftet, bewegt, erschöpft, angeregt und verständnislos, mit einem großen Helferwillen im Körper und einem ordentlichen Sonnenbrand im Gesicht. Morgen werde ich mir eine Kappe kaufen, beschließe ich und gieße Kaffee ein.

9. 4.

Heute sind die Viertel Huruma und Mathare Valley dran. Huruma ist ein vergleichsweise lebensfroher und wohlhabender Slum, also so einer, wie man ihn aus dem Fernsehen kennt. Europakompatibel. Es ist nicht so dreckig, die Blechhütten wechseln sich recht natürlich mit Wohnblocks ab, es ist Verkehr, die Menschen sind busy, die Armut hat ein erträgliches Mass. Nach ein paar hundert Meter Einkaufsstraße, wo mein Käppi besorgt wird, stapfen wir durch das Blut des Schlachtbezirks. One slaughterhouse after the other. Die Straßen sind voll von Männern mit blutigen weißen Schürzen, Käufern und Ziegen, die auf ihr Ende warten, ob sie wollen oder nicht. Die Stimmung ist bestens, hier ist man gut gelaunt, dieses zentrale Schlachtviertel für Ziegen und Schafe beliefert die ganze Stadt, wir plaudern kurz mit einem Ladenbesitzer, wenn wir ein Fest machen, sollen wir ihn anrufen, die erste Ziege gibts billiger für einen Gast wie mich. Ob das nun stimmt oder nicht, hier sieht Nairobi aus wie es in allen Slums dieser Großstadt aussehen könnte. Und müsste. Denn nicht der Dreck ist das Schlimme, die Armut. Dass der Müll mitten in einem Millionenwohnviertel liegt mag für uns ungewohnt sein und es riecht auch nicht gut und der Gestank ist giftig, zugegeben. Aber es ist eine Grundlage für Menschen die keine andere Wahl haben. Und das Recycle – Verhalten der Slumbewohner ist sicher besser als das von uns Europäern. Dass der Dreck einfach auf die Straßen geworfen wird gibt wiederum den Menschen Arbeit die sich um seine Beseitigung kümmern. Schlimm wird es, wenn keine Perspektive mehr da ist. Da bleibt dann auch der Müll liegen. Zwischen Korogocho und Huruma ist also ein gewaltiger Unterschied, auch wenn es ähnlich riecht. Nairobi ist mit seinen vier Flüssen eine Stadt mit vielen schmalen aber üppigen Grünflächen, es gibt eine florierende Viehzucht mitten in der Stadt, ich habe Kuhherden durch Huruma stapfen sehen und massenhaft Ziegen und Hühner. Die Katastrophe ist also nicht notwendig, sie ist hausgemacht.

Ich bitte um Verzeihung, wenn ich noch einmal – und ein letztes Mal – den Stuttgarter Bahnhofstreit verwende. Die jetzige Bahnhofsanlage hat 16 Gleise, die Schnellbahn ausgenommen, die hat ihre separate Anlage unter dem Bahnhof. Stuttgart ist ein Bahnhofsknotenpunkt aus fünf Richtungen: Zürich, Paris, Heidelberg, Nürnberg, München. Mit diesen 16 Gleisen könnte man viel Innovatives anstellen, zum Beispiel eine Autoverladestelle, die sich wohl bald grosser Beliebtheit erfreuen würde, um von Stuttgart nach Villach oder Bozen zu fahren und damit auf seiner Italienreise diese entsetzlichen Autostaus zu umgehen, schlafend im Nachtzug. Auch ein Einkaufszentrum könnte man über den Bahnknoten bauen und einiges mehr. Durch die Untertunnelung und Reduzierung der Gleise und Bahnsteige entwertet man den Kopfbahnhof zur Haltestelle und nimmt ihm für alle Zukunft alle Erweiterungsmöglichkeiten, die vielleicht – immerhin haben wir eine Autokrise – bald notwendig werden würden. Warum also wird

dieses Wahnsinnsprojekt trotzdem gebaut? Alte Verbindlichkeiten? Prestige? Bestechung? Größenwahn? Abhängigkeiten? – Wahrscheinlich alles zusammen. Und das ist in Nairobi nicht anders. Nur deutlicher zu sehen. Die einflussreichen Parteien, Stadt und Land, internationale Hilfsorganisationen, sie alle behindern sich gegenseitig, weil es nicht um die Menschen der Stadt, sondern um die eigenen Positionen geht. In Stuttgart werden uns politischer Größenwahn und Machtmissbrauch als Innovation in die Zukunft verkauft, in Nairobi sehen wir das tatsächliche Ergebnis. Die unüberwindliche Kluft zwischen Menschen und Machthabern.

Nach dem Schlachtbezirk stehen wir gänzlich unvorbereitet und als hätten wir den Übergang verpasst, in einer vollkommen anderen Welt. Das letzte Schlachthaus des Viertels grenzt direkt an die Anlage der Mutter Theresia Mission. Ein grosser, sehr einladender Park mit freundlichen Bäumen und verspielten Vögeln. Wir werden von einer Schwester durch das Areal und die großen Räume geführt. Es ist sozusagen das Auffanglager für alle Behinderten aus den Slums. Ich brauche eine Stunde, um alle Kinder und Frauen zu begrüßen, ich sollte niemanden auslassen, bittet mich die Schwester, denn wenn manche auch vollkommen stoisch sind oder ihren Wasserkopf kaum aufrecht halten können, sie bekommen doch vieles mit.

Es sind Kinder mit Geburtsfehlern, Drogenkinder, Unheilbare und Traumatisierte die hier gepflegt und versorgt werden. Manche Begegnungen sind lustig, manche tragisch, manche an der Grenze des Fassbaren. Ein Junge, der nicht sprechen kann nimmt mich an der Hand begleitet mich. Viele Kinder hier wurden ausgesetzt, weggelegt, weggeworfen, erklärt die Schwester. Viele waren ursprünglich vollkommen gesunde Babys, aber nach ein bis zwei Tagen in Papier eingepackt im Müll haben sie einen Schaden, der oft nicht mehr zu heilen ist. Jetzt wissen wir auch, was mit dem Baby passiert ist, das Philip einst gefunden hatte. Ein kleines Mädchen, das sich nicht bewegen kann, starrt mich an. Es fällt mir nicht leicht, zugegeben, aber ich gehe hin, hebe es aus dem Gitterbett und umarme es. Lange. Manche Kinder freuen sich so, dass wir da sind, dass sie ihren Teller mit dem Essen durch die Luft fetzen. Die Schwestern lachen. Und wischen schnell auf. Der Boden muss immer sauber sein, da viele Kinder nur auf dem Bauch robben können oder sich durch Drehen fortbewegen. „Seltsam,“ sagt Philip, „ich lebe seit meiner Geburt in Nairobi und war noch nie in dieser Mission.“ Nach Korogocho und den Schlachthallen habe ich also jetzt auch über hundert Schwer- und Schwerstbehinderte gesehen und gestreichelt. Da kann mir Mathare Valley auch nichts mehr anhaben, denke ich.

Mathare Valley, der Star unter den Slums, ist vor allem deswegen berühmt, weil es der älteste Slum der Stadt ist und weil er sich so malerisch an den Ufern des Flusses niedergelassen hat. Dadurch gibt es schöne Fotomotive und einige Traditionen. So zum Beispiel das illegale Schnapsbrennen, das sich vollkommen unversteckt am Flussufer ausgebreitet hat. Vier große Brennereianlagen, jede bestehend aus einer großen stehenden Öltonne, einer kleineren schräg darauf liegenden, ein paar Schläuchen, die zum Fluss und wieder zurückführen und einem Holzkohlenfeuer. Wir stehen oben am Hang und sehen den Männern bei der Arbeit zu, nicht lange, das haben sie nicht so gerne, aber lange genug um festzustellen, dass nicht nur das Kühlwasser aus dem Fluss kommt. Ich darf kurz wiederholen. Ziegen- und Rinderherden waten durch den Fluss, die menschlichen Fäkalien werden darin entsorgt, die Müllhalden reichen bis ins Wasser, alles was die kurzen heftigen Regengüsse mit sich reißen landet ebenso in den vier Flüssen wie Tierkadaver und wahrscheinlich auch menschliche Leichen. Ich werde diesen Schnaps nicht trinken, versprochen.

Mann muss sie das Valley so vorstellen: eingesäumt von zwei Hauptverkehrsstraßen liegen beiderseits vom Fluss Häuser und Hütten talabwärts, die Wege sind zum Teil befestigt, zum Teil gestampfter Lehm. Die Uferbreite zwischen Fluss und Hauptstraße beträgt etwa fünfzig Meter. Die Bevölkerungsdichte beträgt knapp 300.000 Einwohnern pro km² (zum Vergleich, Berlin hat eine

Bevölkerungsdichte von knapp 4.000). Rund die Hälfte der Einwohner ist jünger als 20 Jahre. Die häufigsten Todesursachen sind Mord und AIDS. Mathare Valley beherbergt mehrere rivalisierende Banden, die sich von Zeit zu Zeit blutige Straßenschlachten liefern. Einer der Plätze am Fluss heißt Kosovo. Es gibt eine Polizeistation, deren Beamten dafür bezahlt werden, die Schnapsbrennereien nicht auszuheben und den Slum nicht zu betreten. Von oben betrachtet und mit ein paar aufregenden Geschichten kombiniert, hat das Valley Ähnlichkeiten zum Wilden Westen. Der Slum wird Kino. Korogocho sieht man erst, wenn man drinnen ist. Und wer ist das schon. Nach vier Stunden Fußmarsch erreichen wir die Schule in Madoya, ein auf Stelzen direkt am Fluss gebautes Blockhaus. Dort erhalten wir wieder ein Mittagessen um 15 Cent. Bohnen mit Mais.

Auf dem Rückweg kaufe ich „Local Vegetables“ – Grünzeug, das optisch eine Mischung aus Spinat und Basilikum ist. Da ich weiß und reich bin wird der Haufen immer größer, den ich verkochen soll. „Stop please,“ sage ich, „I am not a cow!“ Die Frau muss lachen, das ist noch einmal gut gegangen. „If it tastes well I’ll come back next week.“ „Yes please, come,“ antwortet sie. „Bald gibt es Kaffee,“ denke ich erschöpft und verschwitzt und verdreckt. Ich habe sehr viel Leid gesehen in diesen zwei Tagen. Ich weiß nicht, ob ich es aushielte, in den Slums für längere Zeit zu leben. Es ist sehr anstrengend, abends nicht aus dem Haus zu können, als Weißer immer mit Argwohn betrachtet zu werden, nie ruhig wo sitzen zu können außer in klimatisierten Projekten in Uptown, wo es mich aber nicht hinzieht, immer dem Überlebensstress aller ausgesetzt zu sein, aber ich glaube, dass ich einen Teil meines Lebens dafür verwenden möchte, weiter in Nairobi zu arbeiten.

Das Niederösterreichische Donaufestival, das ich selbst einmal zu leiten die Ehre hatte, plant, wie ich in den Medien gelesen habe, einen kleinen Ausschnitt Mathare Valley Slum nachzubauen. Wird es da dann auch so stinken, denke ich, werden sie ein paar kleine Negerkinder einfliegen, damit sie authentisch im Dreck spielen, werden Geier im Himmel kreisen und Ziegen zwischen den Zuschauern geschlachtet und wird der menschliche Kot des Publikums gesammelt werden und neben der Slumperformance in den Stadtpark gekippt, damit die Menge an Fliegen identisch ist, wer stellt sein Baby zur Verfügung, damit es ausgesetzt vor sich hinwimmern kann, wer spendet die verseuchte Luft, wer vergiftet das Wasser? Wird hier Armut zum Eventspaß missbraucht um die Kassen klingeln zu lassen? Oder sind solche Veranstaltungen die einzige Möglichkeit, die tragen Europäer noch zu erregen? Bringt ein Film wie „Slumdog Millionär“ nur dem Produzenten Geld, oder kann er das Bild verändern, das wir von der Welt haben? Indianerfilme wurden nicht gedreht, um den Indianern zu helfen, sondern um Geld zu verdienen. Ein Festival benötigt Geld um zu überleben. Der Slum benötigt Geld um sich zu verändern. Der entscheidende Unterschied liegt allerdings darin, dass ein Festival entscheiden kann, einen Slum zu verwenden, um Geld zu verdienen, während der Slum nicht entscheiden kann, ein Festival zu verwenden, um Geld zu verdienen. Die Verantwortung liegt also bei denen, die Entscheidungsfreiheit haben.

Ku-onana, Euer
Stephan

10. 4.

Heute ist Karfreitag, ein Tag ohne Probe, ein ruhiger Tag, Aufstehen ohne Wecker, Tee kochen und ab in die Dusche. Nairobi wird durch eine große Wasserleitung mit frischem Trinkwasser aus dem Gebiet des Mount Kenia versorgt und hat kaum Wasserprobleme. Allerdings fehlt in den Wasserleitungen, wenn in einem Hochhaus wie dem meinen zu viele Menschen den Hahn gleichzeitig aufdrehen, der Druck und das Wasser versiegt plötzlich. Eine solche Trockenperiode kann Sekunden, Minuten, oder Stunden dauern, der Slumprofi hat für solche Fälle mit Wasser gefüllte Plastikeimer bereitstehen. Ich war also gerade vollständig eingeseift unter der zart

sprühenden Dusche, die sich mit der Klomuschel eine kleine gemauerte Nische in meiner Wohnzelle teilt, als das Wasser plötzlich an Druck verlor und zu rinnen aufhörte. Zuerst wartete ich, leicht fröstelnd, ob die Ebbe möglicherweise nur von kurzer Dauer sei, doch als sich die Lage nach ein paar Minuten nicht verändert hatte, nahm ich einen der Wassereimer und lehrte ihn mir, wie ich das aus Westernfilmen kenne, über den Kopf. Danach war ich wach, und bereit für mein Feiertagsfrühstück mit Tee, Bananen und der Tageszeitung. Der Titel der heutigen Daily Nation lautete: „Don't lead us back to war!“ Hier ein paar Auszüge:

The people of Kenya are watching with mounting apprehension as their political leaders threaten to once again send Kenya down the path of death and destruction.

Those entrusted with the responsibility of creating a new democratic, peaceful and stable Kenya are forgetting their primary mandate by veering off into reckless quarrels, some of it driven by shortsighted competition for power. The rifts being witnessed in the Grand Coalition government cannot be taken lightly.

Left unchecked, they will plunge Kenya into the chaos and anarchy that this coalition was specifically established to cure.

President Mwai Kibaki and Prime Minister Raila Odinga came together under the power-sharing agreement because that was the only way to pull Kenya back from the brink as violence spiralled out of control in the wake of a disputed election.

We shall not go that way again. It should be crystal clear that if ethnic fighting recurs in Kenya, all the Kofi Annans in the whole wide world might not be enough to put it back together again.

The friction in the grand coalition might seem the usual political squabbling, but it masks mortal danger. It could tear this country apart if our leaders refuse to see sense and solve their differences by talking to each other and respecting their promises.

The ordinary person is shocked and angry that a coalition that seemed to be working reasonably well has, without warning, erupted into insults and threats.

Wenn eine große Zeitung wie diese die Gefahr so deutlich formuliert, dann ist die Situation wahrscheinlich noch schlimmer als beschrieben. Die Menschen hier in den Slums können lesen. Und sie haben Angst.

11. 4.

Karibu sana!

Heute ist Ostersonntag. Oder Karsonntag. Wie man es haben will. Für die einen ist es ein wichtiger Feiertag, für andere ein normaler Arbeitstag. Manchen ist es verboten, an Gott zu glauben, manche glauben an einen anderen Gott und wieder andere denken darüber nicht nach. Zur Einstimmung drei Geschichten, die mir heute begegnet sind.

1) Von 1987 – 92 hatte Sr. Lydia in Äthiopien gearbeitet, in durch den Bürgerkrieg zerstörten Dörfern der Hochebenen. Sie leitete ein Frauenhaus mit unterschiedlichen Schul- und Ausbildungseinrichtungen. Aber das Gebäude war zu klein für all die vielen Aufgaben und die

Frauen, die oft weite und gefährliche Wege zurücklegten um hier eine Chance zu bekommen. Sr. Lydia begab sich also auf die Suche nach einem freien Objekt und wurde bald fündig, ein verlassenes Schulgebäude mit mehreren Klassenräumen, vom Krieg stark in Mitleidenschaft gezogen aber mit stabilem Dach und einem brauchbaren Grundstück rundherum. Selbstverständlich war es für Schwestern verboten, mit den Behörden zu sprechen, denn die waren Kommunisten. Und selbstverständlich war es den Behörden verboten mit den Schwestern zu sprechen, denn die waren Christen. Schwester Lydia ging zum Kommandanten des Bezirks und erklärte ihm: „Ich arbeite hier für Eure Landsleute, ich brauche dieses Gebäude.“ Der Mann wusste, dass er nicht ja sagen konnte, denn das durfte er nicht und er wusste dass er nicht nein sagen konnte, denn das wollte er nicht. Und die Schwester wusste, dass sie keine Hilfe zu erwarten hätte, von beiden Seiten nicht. „Come again tomorrow,“ sagte der Mann nach einer Weile des Schweigens. Am nächsten Tag stand ein großer Land Rover neben der Bezirkszentrale mit ein paar Männern davor. „Come!“ deutete der Anführer, ein großer schwerer Mann mit Maschinengewehr und sie stiegen in den Wagen. Sie fuhren zum Schulgebäude, gingen mit ihr durch die Räume, stellten fest, was zu tun sei, schrieben alles genau auf und unterzeichneten dann einen Vertrag. Sr. Lydia hatte für die Renovierung zu sorgen, dafür gehörten ihr Gebäude und Grundstück. Das ganze passierte ohne Worte, denn man durfte ja nicht miteinander sprechen.

2) A seven-year-old girl yesterday died in Wajir District after complications related to female circumcision. Abdia Muhumed Hillow bled to death at the district hospital. She had collapsed after bleeding profusely before being rushed to hospital.

Senior nurse Ardo Mohamed told the *Saturday Nation* that the traditional Somali cut the girl underwent is called infibulation.

“This is the worst form of female circumcision and 99 percent of Somali girls go through it,” she said. “The girl bled for more than 10 hours,” Mrs. Mohamed added.

The girl was with five others who are said to have survived the cut.

Police in Wajir are looking for the (female) circumciser.

The girl’s mother is in police custody.

3) Die Osterfeuer in der Nacht von Ostersonntag auf Ostermontag wurden bereits in heidnischer Zeit praktiziert. Man glaubte, dass der Schein des Feuers eine reinigende Wirkung hätte und die keimende Saat vor bösen Geistern schütze und so galten sie auch als Kult zur Sicherung der Fruchtbarkeit, des Wachstums, der Ernte... Diesen Brauch haben die Christen dann übernommen; bei ihnen wurde der Samstag zum Karsamstag. Sie zünden in der Osternacht einen Holzstoss an, singen Lieder, tanzen um das Feuer, und die ganz Mutigen springen durch die Flammen. In Norddeutschland, besonders an der Elbe, heißen die Feuer "Ostermond". Die Kinder gehen von Haus zu Haus und sammeln Brennholz ein, vor allem die alten Weihnachtsbäume, welche die Leute extra bis zum "Ostermond" aufbewahren. Im Harz heißen die Feuer "Ostermeiler", sie sind aus Reisig und Fichtengrün aufgeschichtet, obenauf steht eine große Fichte senkrecht. Am Osterfeuer wird die Osterkerze (Symbol für das Licht) entzündet, die dann in feierlicher Prozession mit dreimaligem Singen des "Lumen Christi" (Licht Christi) in das noch dunkle Gotteshaus getragen wird.

Die erste Geschichte hat mir Sr. Lydia erzählt, als wir im Innenhof der Mission saßen, im Schatten eines Avocadobaums. Die zweite Geschichte stand in der heutigen Zeitung und die dritte habe ich aus dem Internet zum heutigen Tag.

Ich bin weit davon entfernt zu wissen, welches Glaubensbekenntnis nun für unsere Welt das richtige sei. Und ich glaube, dass es eine der wesentlichen Errungenschaften des aufgeklärten, modernen Menschen ist, anderes Gedankengut zu akzeptieren und neben dem eigenen existieren zu

lassen. In diesem Zusammenhang ist es passend zu notieren, dass ich mit dem Kommunisten Otto Taussig und dem Christen Peter Quendler sehr ähnliche Gespräche über aktive Nächstenliebe und Entwicklungshilfe geführt habe. Ich glaube aber auch, dass Ideen und Konzepte, die sich mit Waffengewalt durchsetzen, die Freiheit und den menschlichen Körper real und metaphorisch beschneiden, die Zwang ausüben anstatt zuzulassen und mit militärischer oder politischer Gewalt organisiert werden, in unserer heutigen Welt nichts mehr verloren haben. Man kann sich, wie ich finde, nicht gleichzeitig auf Tradition berufen und die Errungenschaften der Neuzeit ungehemmt benützen. Eine Welt, in der Frauen und Mädchen verstümmelt werden, ist nicht zu hinterfragen, sondern vollkommen abzulehnen und mit Mitteln der Aufklärung zu bekämpfen. Diesem Treiben nicht Einhalt gebieten wollen hat nichts mit Respekt vor der anderen Kultur sondern mit Feigheit und Missachtung dessen zu tun, was sich unsere Vorfahren und nicht zuletzt unser Jahrhundert in einer Reihe von Versuchen, Irrtümern und Katastrophen mühsam erarbeitet haben.

In der Nacht von gestern auf heute ist in unmittelbarer Nähe meines Hauses ein Schuss gefallen. Wenn diese Armut, diese riskante unsortierte angespannte Ruhe ausgenützt wird, wenn Machttaktik den beiden Regierungschefs wichtiger ist als ihre politischen Aufgaben, dann fallen hier bald viele Schüsse. „The duty of Kenyans should be to monitor who is better in serving the reforms and working for a Kenya in which historic reforms will yield a better future that connects people.“ So heißt es in einem Interview mit Kofi Annan. Diesen Satz sollte man auch in Europa verbreiten.

An so einem ruhigen und besinnlichen Osterwochenende gehen einem unterschiedliche Themen und Gedanken durch den Kopf. Wenn ich die Wohnung verlasse bin ich Objekt, das jeder betrachten und kommentieren darf. Als Weißer fällt man hier einfach auf und wenn man täglich mehrmals denselben Weg geht, dann wissen die Menschen bald besser, wer man ist und was man hier tut, als man selbst. Ich war wenig draußen auf der Straße, denn ich hatte am Libretto zu arbeiten. Manchmal sind meine Rückenschmerzen so stark, dass ich liegend per Hand vorschreiben muss. Um ein Uhr gehe ich ins Bett. Die laute Reggaemusik aus der Wohnung über mir passt zu meiner Stimmung: ich habe einen Großteil des Stücks konzipiert und einige Szenen geschrieben. Auf Englisch!

12. 4.

Um Zwei Uhr nachts weckt mich die Reggaemusik das erste Mal. Um Vier Uhr nachts das zweite Mal. Ich habe entsetzlich schlecht geträumt und bin gerädert und wütend über diesen unfassbaren Lärm. Die Musik ist mittlerweile so laut, dass die Fensterscheiben des ganzen Hauses mit dem dumpf scheppernden Bass mitdröhnen, die Party ist in vollem Gang und das ganze Haus scheint mitzufeiern, die Spitzenakustik des Treppenhauses unterstützt das Dolby Surround System des kleinen alten CD-Players. Mein erster Impuls: aufstehen und hochgehen, mein zweiter: liegen bleiben und ertragen. Denn erstens würden meine Bitten und Beschwerden ungehört und sinnlos im Dampf der Feierlaune ersticken und zweitens hätte dann jeder gewusst, dass der komische Weiße da nicht lustig ist und den Einheimischen was befehlen will. Also habe ich mich gefügt.

Um Sechs Uhr beginnt das ohrenbetäubende Hämmern von Metall auf Metall. Die Spengler und Automechaniker unter meinem Fenster beginnen mit der Arbeit. Sieben Tage in der Woche arbeiten sie, die angeblich so „faulen“ Afrikaner. Ich bleibe im Bett, lese, schreibe, versuche, mich zu sortieren, döse, träume. Gegen Zehn stehe ich auf, tippe zwei Szenen in den Computer und stapfe dann zum Ostersonntagessen.

Sr. Lydia hatte großartig aufgeköcht: Lamm, Huhn, Gemüse, afrikanische Beilagen, Melone, Apfelkuchen, Eiscreme, starker Kaffee. Ein köstliches Ostermahl für eine internationale Runde. Es plauderten, diskutierten, lachten und schlemmten die Schwestern Lydia und Rivana (Südtirol), die

Schwestern Rosemary und Lucy (Kenia), Schwester Theresa (Irland), zwei junge Studentinnen die zu den Franziskanerinnen gehen wollen (Kenia), eine sehr patente Sozialarbeiterin aus Boston, die eine Berufsschule für mittellose Frauen ohne ausreichende Schulbildung leitet und Barbara, die Salzburgerin die in der Mission wohnt und ein paar Tage meine Nachbarin war und ich.

Als ich nach langer köstlicher Mahlzeit zuhause angekommen war, fühlte ich mich plötzlich sehr elend, fröstelte und bekam einen heftigen Schweißausbruch. Sofort dachte ich: jetzt hast du Malaria. Ich hatte zwar erst zwei Stiche bekommen, einen gleich in der allerersten Nacht und einen gestern und ein Stich pro Woche ist ein bemerkenswerter Schnitt, aber was weiß man denn, ob nicht der eine Stich der entscheidende war. Das Fiebermessen beruhigte mich und ich legte mich schlafen. Es waren wohl die Hitze, die Anstrengungen der letzten Tage, die nervliche Belastung, der starke Kaffee und die unruhige Nacht, die mich kurz aushebelten. Nach einem Power napping probierte ich eher aus Routine den Wasserhahn und siehe da – er sprudelte. Ich forderte das Schicksal heraus indem ich nicht sofort unter die Dusche stieg, sondern zuerst meinen Körper mit Dehnungsübungen und Gymnastik in Form brachte. Erst dann stellte ich mich unter die Dusche. Bis auf eine kurze Wasserpause funktionierte das Sonntagsvergnügen und ich konnte sogar die Haare waschen. So gereinigt kochte ich Tee und setzte mich zum Schreibtisch.

Wenn nichts Außergewöhnliches mehr passiert, werde ich jetzt eine Scheibe Toast essen, die Grabszene aus Romeo und Julia bearbeiten, die deutsche Bundesliga überprüfen und mich dann zu Bett legen. Mit oder ohne Reggae, mal schaun.

Friedliche Ostergrüße aus Kariobangi, Euer
Stephan

13. 4.

My Kenyan mobile-phone ringing wakes me up. It's 5 past seven in the morning. I don't pick up. The screenplay shows, it was Naomi. She is supposed to play Juliet. A person who wanted to play a main roll and tries to call me at 7 on Easter-Monday has a problem. I'm not ready for any problems. I try to sleep again but of course it's not possible anymore. I get up and call her back at 8. "Jambo, Stephen is speaking." "Habari Stephan?" "Musuri sana. You wanted to reach me?" "Yes. Rehearsal at Tuesday is nice, welcome, how do you like Kenya?" "I like Kenya, thank you, so, what's the problem?" "No problem, welcome to Madoya tomorrow." "Thank you very much. Have a nice Day."

No questions anymore, she is Juliet for sure!

Ich bereite Tee. Versende ein paar sms, setze mich an den Computer. Heute muss das Stück fertig werden, morgen ist erste Probe. Ich bin, wie immer, etwas aufgereggt. Ich habe an die einhundert Inszenierungen absolviert, aber ich bin noch immer leicht erregt, bevor es richtig losgeht. Ich überarbeite die Dialogszene zwischen Julia und ihrer Mutter, und schreibe zwei Szenen für den Kinderchor. Um Zwei Uhr bin ich mit Maryanne verabredet, der Sekretärin der Organisation, wir wollen zusammen in die City fahren. Wir nehmen, wie sich das für Afrikaner gehört, ein Matato, also einen Kleinbus für etwa 40 Personen, bunt bemalt und mit lauter Musik. Diese Matatos haben Nummern, fahren bestimmte Strecken, halten an ihren fixen Stationen aber auch dazwischen, sind das Fortbewegungsmittel Nr. 2 nach den eigenen Füßen und haben Fahrer, die jedes europäische Ralleycross gewinnen würden. Hier kommt mir die indische Ruhe zugute, die ich für *HesseIndia* geprobt habe. Ich schließe die Augen und stelle mir vor, dass ich nicht in einem Verkehrsbus sitze, der sowohl seinen Gegenverkehr, als auch die vielen Fußgänger ignoriert, dass keine Hühner im Korb vor mir hysterisch herumgackern, dass wir uns nicht inmitten des Hauptstadtverkehrs

befinden, sondern in einer abgesicherten Hochschaubahn in einem Vergnügungspark. Nach wenigen Minuten ist mir schlecht. Es hilft nichts, ich muss die Augen öffnen und mich der Realität stellen. Busfahren ist irgendwie Party, also los!

Wir kommen, wie die meisten dieser Matatos, sicher im Zentrum an. Selbiges besteht aus zwei Teilen, das sollte man vorher gesagt bekommen. Uptown und Downtown. Beide Teile bilden die so genannte City, aber es besteht ein kolossaler Unterschied, vor allem für jemanden mit Geld und vor allem für einen Weißen. In Uptown kann man in aller Ruhe spazieren gehen, begegnet mehr Polizisten als Passanten, in Downtown brummt der Bär und man wird ausgeraubt, wenn man kein großes Glück hat. Downtown ist turbulent, hipp, voller Bars, Straßenverkäufer und Verbrecher, Uptown ist bürgerlich, beschaulich und ungefährlich. Es gibt eine Strasse, die trennt die beiden Hälften der vergleichsweise kleinen City, Moi Avenue. Wir steigen an der Endhaltestelle aus, die liegt in Downtown, gehen rasch durch die dichte Menschenmenge und über diese geheime Linie, die zwei Welten voneinander trennt. Insgesamt ist die City ein architektonisches Gemisch aus dem ehemaligen Ostberlin, südeuropäischer Nachkriegsstädteerweiterung und älterer amerikanischer Kleinstadt. Also Berlin Friedrichsstrasse anno 1980, Venezia-Maestre und Pittsburgh City. Aus der englischen Kolonialzeit stehen armselig noch ein paar wenige Häuser zwischen der internationalen Hochhouseinheitsarchitektur, unter anderem der Bahnhof, der sieht tatsächlich aus wie im Film aus einer anderen Zeit. Der Universitätscampus könnte überall auf der Welt liegen, ebenso das Regierungsviertel. Es gibt auch einige bemerkenswerte architektonische Kunstwerke im durchschnittlichen Hochhaussalat. Es ist wie in den internationalen Designerlokalen, alles schmeckt irgendwie auf der ganzen Welt gleich, aber ein paar Gerichte sind trotzdem richtig gut. Das Goetheinstitut und das Institut Francais liegen direkt nebeneinander und haben auf dem Gehsteig ein Schild mit den beiden Landkarten, dargestellt als Gesichter, die sich gegenseitig anhimmeln. Ob das die beiden Länder in Europa auch wissen, frage ich mich und nehme mir vor, das Schild zu fotografieren. Auf dem Gelände der ehemaligen Amerikanischen Botschaft, die durch ein Attentat in die Luft geflogen ist, sind eine Gedenkstätte und ein Museum eingerichtet, das berührt mehr als der Neubau des World-Trade-Centers. Auf den Straßen des Regierungsviertels darf man nicht stehen bleiben. Wie sollen diese Menschen eine Ahnung davon bekommen, für wen sie Politik machen, wenn sie so von der Wirklichkeit abgeschirmt werden, dass es für sie eigentlich gar keine Wirklichkeit mehr gibt?

Wir gehen in ein Kaffee mit dem fragwürdigen unterkühlten Charme eines Restaurants am ungarischen Plattensee in den 70er-Jahren und snacken. Es tut auch mal gut, nicht angestarrt, nicht angebettelt und nicht verfolgt zu werden. Die Menschen hier haben Geld, nicht übertrieben viel, aber sie können sich das Leben hier leisten und sie sind es gewohnt, Weiße, Inder und Asiaten zu sehen. In den Slums verhält sich das anders. Da falle ich auf wie eine Verkehrsampel mit falschen Farben bei Nacht. Trotzdem sind mir die Slums lieber, sie haben eine Identität, manchmal eine durchaus grausame und kaum erträgliche, aber eine menschliche. In den vielen Cities dieser Welt ist alles irgendwie Mittelklassedurchschnitt. Langweilig und ohne Aussage. Wie die Mittelklasseautos, die auf der ganzen Welt gleich ausschauen. Man weiß ja nicht einmal mehr, ob jetzt Daimler einen Mazda nachbaut oder Mazda einen Daimler. Alles muss so sein, dass sich die Mittelklasse wieder erkennt und das Produkt deshalb kauft. Und so sieht es dann eben auch aus, das betuchte Afrika.

Und doch ist es mir natürlich bewusst, dass ich mit gezinkten Karten spiele. Ich kann in den Slums leben wenn ich will, ich kann in die langweilige City fahren und einen, übrigens köstlichen Kaffee trinken, ich kann jederzeit nachhause fliegen, ich kann diese langweilige Mittelklasse vermeiden und kritisieren, weil ich sie haben und in ihr leben kann wenn ich will. Ein armer schwarzer junger Mensch aus Korogocho kann sich das Leben nicht aussuchen. Er muss sich darum kümmern, den Tag hinzubekommen, etwas zum Essen zu kriegen, zu überleben. Er hätte wahrscheinlich gerne ein

Auto, auch wenn es durchschnittlich ist und er wäre auch mit einem Steak zufrieden das eher nur so tut als wäre es ein richtiges Steak und das in einem Lokal serviert wird mit der Aufschrift, Freundlichkeit verboten. Ich bin also ein Mittelklasse-Flüchtling und ich kann mir, nicht immer aber doch aussuchen, in welche Richtung ich die Mittelklasse verlassen möchte. Manchmal zu einer Inszenierung an ein großes Theater, manchmal zu einem Gastspiel an eine Botschaft und in eine Universität, manchmal in ein Luxusrestaurant, manchmal mit angesehenen Künstlern zu tollen Projekten oder mit hochinteressanten Menschen zu speziellen Anlässen und manchmal als engagierter Mitmensch in die finanzielle Unterschicht. Dorthin wo das Leben ganz anders verläuft, nämlich ohne den Luxus der freien Entscheidung. Ein Großteil der Bevölkerung kann sich gar nicht überlegen, wie er sich entscheiden wollte, denn es gibt für ihn nichts zu entscheiden. Wer wochenlang sein Gemüse nicht verkauft, wird irgendwann jemandem eine über den Schädel ziehen, nicht, weil er ein schlechter Mensch ist sondern weil er Hunger hat.

Für die Rückfahrt nehmen wir ein Matato aus der hinteren Startposition, das hat den Vorteil, dass es noch leer ist und wir vorne im Führerhaus Platz nehmen können. Da ist die Musik nicht so laut und der Blick noch spannender als aus dem Seitenfenster, denn man sieht, was jetzt eigentlich nach menschlichem Ermessen über den Haufen gefahren oder gleich in uns hineinbrausen müsste. Wieder kommen wir gesund und wohlbehalten an. Ich danke für den angenehmen Nachmittag und setze mich an den Computer. Kurz vor Mitternacht ist das Stück fertig und ich maile es zum Drucken in das Office. Heute ist meine zweite Woche zu Ende gegangen, morgen beginnen die Proben. Ich weiß nicht was ich hier genau suche, aber ich habe schon einiges gefunden.

Kwa heri, Euer Stephan

14. 4.

Um 7:45 klingelt mein Wecker. Aufstehen, Teekochen, Zähneputzen, Toastbestreichen, Frühstück, Anziehen, los gehts.

Im Office ist Dorcas schon dabei mein Stück auszudrucken. 33 pages. Ich bin ein wenig stolz. Um kurz vor neun gehe ich mit Jane ins Youth Centre, dort warten acht ehemalige Schüler mit wenig bis keiner Arbeit, sechs Jungs, zwei Mädchen, alle zwischen 17 und 19. Gute Energie, sehr spannende Gesichter, wir sitzen im Kreis, ich erkläre kurz, worum es geht, was wir hier vorhaben, dass wir jetzt zwei Tage gemeinsam arbeiten werden und bitte alle, sich erst nach diesen zwei Tagen zu entscheiden, ob sie weiter dabei bleiben wollen. Wer dann ja sagt muss allerdings wissen, dass er das ganze Projekt grauenvoll im Stich lässt, wenn er später doch aussteigt. Das verstehen alle.

Ich beginne mit der Du-Übung, einer Vorarbeit zu Kampfszenen. Alle stehen wahllos im Raum herum, entspannt, verschlafen, lässig, wie jeder drauf ist, einer beginnt. Er zeigt plötzlich mit ausgestrecktem Arm und scharfer Deutlichkeit auf einen Mitspieler und sagt wie als Angriff „Du!“ Darauf geht der Angegriffene in die Angriffsposition und zeigt auf einen anderen Mitspieler und so weiter, der jeweils abgespielte Kollege geht wieder in die Ruheposition. Es klappt hervorragend. Wir verändern die Übung leicht, der Angreifer sagt ein Hauptwort, zum Beispiel Baum, oder See oder Tisch oder Huhn und der Angegriffene muss es darstellen, schnell und kurz und so deutlich wie möglich und dann weiter in der Gruppe, auch das klappt wunderbar und macht allen Spaß.

Manchmal mache ich mit, manchmal schaue ich zu. Ich muss an Pasolini denken, wenn ich diese jungen Leute so sehe in ihren lässigen abgetragenen Klamotten und ihrem starken Willen der so wenig Chance bekommt. Wann habe ich Orgie inszeniert? 1991. Wir wechseln das Programm.

Soloimprovisation. Einer geht auf die Bühne und stellt sich kurz vor, Name, Hobby, Alter, Sport, etc. Dann wird an diesem kleinen Monolog gearbeitet, die Kollegen rufen rauf, „louder“ und ich gehe in eine kleine improvisierte Dialogsituation mit dem jeweiligen Solisten, wir provozieren uns gegenseitig, manche spielen mit großer Intensität, andere sind etwas zurückhaltend, alle haben richtig Spaß, sich auszuprobieren. Ich lege schon ein paar von den Jungs gedanklich fest für ihre Rollen. Dann lasse ich sie Vortanzen, jeweils einer aus der Gruppe ist der Vortänzer und die anderen machen nach. Zwei Jungs und ein Mädels sind richtig gut, ein Körpergefühl haben sie alle, aber im Vergleich sind nicht alle gleich umsetzungsfähig. Es ist ein Unterschied, ob sie ihre bekannten Tänze und Bewegungen zeigen oder fremde Choreographien. Insgesamt sind sie alle keine Schauspieler, aber sehr begabt. Nach zweieinhalb Stunden ist die Probe zu Ende, ich hoffe sehr, dass keiner abspringt!

Ich treffe einen Profi – Schauspieler, den Maryanne vorbeigeschickt hatte, er wird mir zwei Musiker suchen, einen Percussionisten und einen Gitarristen. Nach dem Gespräch gehe ich mit Patrick durch Huruma in die Schule von Madoya, dort sind wir um 13h mit den Lehrern verabredet. Auch in den Slums hier gibt es gepflegte und ungepflegte Viertel. Die Gegend um die Schule, die wir nach gut einer Viertelstunde erreichen, ist keine von den gepflegten. Wir gehen zu dicht an einem vorbei, der gerade die Scheiße abgeholt hat aus einer Baracke und sie mit heftiger Bewegung in die mobile Tonne kippt, wir bekommen ein paar Spritzer ab, ich muss nicht erklären wie wir stinken. In der Schule bitten wir um Seife und waschen uns erstmal an der Spüle. Wir sind zu früh dran und die Kinder sitzen noch emsig in ihren Klassenzimmern, das hätte ein Hallo gegeben wenn sie uns so gesehen beziehungsweise gerochen hätten. Mich hat es nur an den Haaren erwischt, das lässt sich leicht wegwaschen, Patrick entdeckt auch an der Hose ein paar Spritzer, das hinterlässt Flecken. Während wir auf die Unterrichtspause warten, kommen die beiden Männer mit ihrem Karren und dem Fass und kippen den ganzen stinkenden Ernährungsrest in den Fluss, exakt neben der Schule, denn da ist der Entladeplatz für dieses Viertel, der Gestank zieht durch die offenen Fenster auf der einen Seite in das Blockhaus hinein und auf der gegenüber liegenden Seite wieder hinaus. Dazu passend folgende Geschichte:

Es gibt in den Slums öffentliche Toilettenanlagen, wo die Bewohner hingehen oder auch die Männer mit ihren Fässern die Sache erledigen könnten. Allerdings kostet das etwas. Man kann sich vorstellen, dass in einer Gegend, wo ein nicht unerheblicher Teil der Menschen nicht jeden Tag etwas zum Essen hat kein Geld ausgeben wird fürs Kacke. Sicherlich wäre es einzurichten, dass die Abortmänner den Schlüssel bekommen für diese Häuschen und den Befehl, ihre Fässer nicht mehr in den Fluss sondern in diese städtischen Gruben zu entleeren. Das würde für die Regierung wenig ändern, denn Geld bekommt sie jetzt auch keines aus diesem Projekt, aber für die Gesundheit aller Lebewesen im Flussverlauf wäre es ein riesiger Gewinn. Allerdings müsste man da erstens nachdenken und zweitens wissen worüber man redet und drittens wirklich etwas verbessern wollen. Aber die für Wasser und Kanalisation zuständigen Beamten haben sichtlich keine Ahnung von den Slums, keine Ahnung von ihrem Geschäft und kein Bedürfnis, mit ihrem Job etwas Sinnvolles zu bewerkstelligen. Das ähnelt originellerweise der deutschen Schulreform. Auch da sitzen Beamten und Ministerialräte, die irgendwann vielleicht einmal für den Straßenbau oder die Landwirtschaft zuständig waren und durch Dienstjahre in die freigewordenen Lücken nachbesetzt wurden zusammen und beschließen Dinge von denen sie keine Ahnung haben und womit sie sich nicht beschäftigen und die ihnen eigentlich egal sind. Die Schüler, Lehrer, Eltern sind die Leidtragenden, aber die Politiker sind zufrieden, denn es passiert etwas für den Wahlkampf. Die Politiker kennen natürlich den Zusammenhang zwischen Umweltverschmutzung und Krankheiten. Aber es ist ihnen egal und sie kümmern sich um anderes. Wenn im Norden des Landes die Cholera ausgebrochen ist und sich rapide ausbreitet ist es natürlich dringend notwendig, ein Gesetz gegen Lärm zu beschließen, wonach keine akustische Quelle weiter als 30 Meter reichen darf. Das klingt nicht

schlimm, aber man kann es gerne ausprobieren. Wenn ich laut spreche bin ich schon drüber. Also: die Menschen haben nichts zum Fressen, die Flüsse werden verseucht, die Arbeitslosigkeit erdrückt das ganze Land und die Radios müssen abgedreht werden. Spitzeneinfall!

Nach einem ausgiebigen Besprechungsmittagessen mit Bohnen und Mais in der Schule von Madoya werde ich von einer jungen Lehrerin zu einem Copyshop im Markt von Kariobangi geführt. Zehn Kopien des Stücks dauern und so gehen wir durch den Markt. Sechs Längs- und acht Querreihen von asphaltierten schmalen Gassen zwischen kleinen Hütten, aus denen Stoffe und Kleider verkauft werden, alle Kostüme, Röcke, Hosen und Anzüge handgenäht von Damen und Herren vor Ort. Es rattern die Nähmaschinen, es dampfen die Dampfbügeleisen, es schneiden die Schnittzeichner. Ich fühle mich wie im Maschinenraum eines großen Schiffs und bekomme eine Vorstellung davon, wie es zugegangen sein muss im Europa der 30er-Jahre, als zum Beispiel mein Vater geboren wurde. Was er mir von seiner Kindheit in München erzählt ist heutzutage nicht mehr nachvollziehbar, aber hier, in den besseren Plätzen der Slums bekommt man eine Ahnung davon, von welchem Standard Europa ausgegangen ist und wohin es sich entwickeln konnte, weil man ihm die Chance dazu gegeben hat. Das Kopieren von insgesamt 350 Seiten stellt sich an dem kleinen Gerät als aufwendiger dar und wir beschließen, das ganze Paket morgen abzuholen. Ich bezahle, erhalte eine Rechnung und erkläre der netten jungen Verkäuferin, dass ich mit meinem ganzen Ensemble komme wenn ich morgen für mein Geld keine Ware bekomme - und das sind 700 Kinder! Sie lacht. Wir verabschieden uns mit Handschlag.

Auf dem Rückweg werden wir von einer älteren Frau angesprochen, die uns von ihren malerischen Fähigkeiten berichtet. Es ist schnell klar, dass sie einen Job möchte. Wir weisen sie höflich an Jane, die sicher nicht sehr froh sein wird, wenn die Dame morgen vor ihr stehen wird, aber anders hätten wir nicht reagieren können. Ich möchte nicht, dass sie herumspricht, dass ich, die Ampel mit den falschen Farben, unbeliebt werde in meinem Viertel. Ich bin froh, dass ich in Begleitung war, alleine wäre ich überfordert gewesen, sprachlich und aufgrund meiner Herkunft. Alleine hätte ich sicher schon einiges erlebt, weswegen ich nicht hergekommen bin. Ich verstehe die Menschen natürlich, dass sie jede Chance, zu überleben, wahrnehmen und ich bin eine Chance, ganz offensichtlich. Aber ich kann nicht allen helfen und ich will das auch gar nicht. Ich bin froh, wenn ich meine Theaterproduktion hier in den Slums zufriedenstellend zustande bringe. Nach dem heutigen Tag sieht es ganz gut aus. In diesem Sinne,

kwa heri und asante sana, Euer Stephan

15. 4.

Ich sitze in meiner Wohnung und führe ein Kräftemessen mit einer Horde kleiner Kinder durch, die mit betörender Hartnäckigkeit an die Glasscheiben klopfen, die meine sogenannten vier Wände vom großen Flur, also dem öffentlichen Leben, trennen. Am Anfang habe ich noch lustige Faxen gemacht, den schützenden Vorhang beiseite geschoben und die Zunge gezeigt, aber ich kann nicht täglich stundenlang mit den Kindern spielen und jetzt testen wir aus, wer stärker ist. Also sitze ich am Tisch und lasse die Kleinen klopfen und hämmern und rufen, irgendwann wird es ihnen langweilig werden, hoffe ich. Natürlich werde ich gewinnen, aber um welchen Preis?

Heute war mein zweiter Probenstag und ich war zu Beginn enttäuscht, denn es kamen nur zwei Jugendliche. Um halb Zehn aber waren wir vollzählig und die beiden Pünktlichen sagten, this african guys! Wir haben uns für die Zukunft auf einen Beginn mit Gleitzeit geeinigt, also ich komme erst um viertel nach Neun und um halb Zehn sind alle da. Die Proben waren großartig. Auch jene, die gestern noch etwas schüchtern und unbeholfen waren, zeigten heute ihre

Begabungen. Wir begannen mit Atemübungen, dann folgten ein paar Artikulationsübungen, beides aus dem Gesangsbereich, dann die immer wieder beliebte Spiegelübung und dann arbeiteten wir mit einem englischen Satz, wir zerlegten ihn rhythmisch, sprachen ihn als Kanon, als Kampfansage, als Liebeserklärung, zwei Spieler gegeneinander, zwei Gruppen gegeneinander, einer gegen die anderen und so weiter, dann als gemeinsamen Chor, sehr leise, dann anschwellend, dann mit Schritten und Körperakzenten, zuletzt entwickelten wir kleine Szenen immer mit demselben Satz: „Yesterday I went alone away from home to see the magic tree.“ Kein besonders intelligenter Satz, aber er ist im Zweier- oder Vierertakt zu sprechen und er hat einige unangenehme Konsonantenverbindungen. Nach einer Pause mit Tee und afrikanischem Krapfen – Chai na Andazi – entwickelte ich die Szene zwischen Mercutio und Tybalt.

Nach der beglückenden Vormittagsprobe ging ich zum Kopierladen um die Stückkopien zu holen und anschließend ins Büro. Dort saßen zehn Lehrer und banden Schulbücher für 886 Schulkinder ein, auch das muss gemacht werden. Ich schrieb ein Projekt-Ansuchen für Schwester Lydia und ging nach einem gemeinsamen Kaffee nachhause und da bin ich jetzt also. Erschöpft und zufrieden. Seit das Stück geschrieben und die Besetzung geklärt ist, hat mein afrikanisches Leben etwas Routine und Ruhe bekommen. Ich gehe zur Probe, arbeite wie in Europa, gehe danach ins Büro, bespreche den nächsten Tag, kehre nachhause, bearbeite meine Mails, bereite die Probe vor und schreibe mein Tagebuch. Manchmal koche ich, manchmal esse ich kalt. Es ist ein angenehmes Gefühl, im Slum zuhause zu sein. Die Nervosität ist einer produktiven Normalität gewichen.

Übrigens: die Strecke von Nairobi nach Mombasa, der zweitgrößten Stadt Kenias, ist gute 300 Kilometer lang. Die Bahn braucht dafür etwa 12 Stunden...

Schönen Abend, Stephan

16. 17. 18. 19. April

Am Donnerstag ging ich um 22 Uhr ins Bett und schlief bis 8 Uhr morgens durch. Ich war wohl müde gewesen. Daher schrieb ich am Donnerstag kein Tagebuch. Am Freitag hat mein Internet aufgehört zu existieren, aus mir unbekanntem Grund erhalte ich keinen Kontakt zur Außenwelt. Heute ist Samstag, ich hatte einen ausführlichen Computertag eingelegt und viele lange Mails vorgeschrieben, um sie alle zu versenden, sobald das Internet wieder funktioniert. Nun aber alles der Reihe nach:

Donnerstag:

9:15 Uhr Probenbeginn. Alle da, wir beginnen wieder mit einem ausführlichen Warmup, dann werden die Texte verteilt. Alle Schauspieler erhalten ihre Szenen, ich beschreibe meine Ideen und Vorstellungen der Szenen, Dialoge und Figuren, dann lesen wir die Texte, besprechen die Sätze, kürzen noch da und dort, klären schwierige Vokabel, ändern ein paar Shakespeare'sche Wendungen und dann ist das Stück zum Lernen freigegeben. Ich zeige und erkläre, wie man am sinnvollsten Texte auswendig lernt. Im Anschluss an die Probe begleitet mich meine wunderbare Gang zu einem Metzger, denn heute Abend habe ich Gäste. Ich kaufe ein Kilo Rindfleisch. Der Weg zum und vom Metzger ist ein großer Spaß, die Menschen, die uns entgegen kommen oder vor ihren Hütten sitzen betrachten diese seltsame Truppe mit Freude und Skepsis, die jungen Akteure springen um mich herum, wedeln mit ihren Textseiten während sie einzelne Zeilen lautstark repetieren oder singen. Werbung werden wir in diesem Viertel für die Premiere nicht mehr machen müssen. Ein junger Mann spricht mich an, fragt mich, wer ich sei und erklärt mir, dass er gleich um die Ecke Fußball spiele. Wenn ich vorbei kommen will solle ich nach Toni fragen.

Um 14h erste Probe mit Romeo und Julia. Wir sitzen im Theaterraum, es ist eigentlich wie immer und bei jeder Probe mit Hauptdarstellern, man liest, redet, denkt, beginnt zu entwerfen, zu fabulieren, ich erzähle Geschichten über das Stück, über die politische Dimension, die Konstruktion, dass Romeo, der nichts böses will und Julia, die voller Moral ist, am Ende Täter seien, Opfer ihrer Unerbittlichkeit, dass es wohl immer ein paar Opfer brauche, bevor die Umgebung zur Besinnung käme und wie aktuell dieses Stück hier in Kenia sei. Philip und Naomi sind aus den beiden rivalisierenden Volksgruppen, das war nicht ganz zufällig so gewählt von mir, das ist ein Risiko, man erkennt aus den Nachnamen wer zu welchem Volk gehört. Die beiden verstehen sich gut und wir tauchen langsam und ohne Probleme in den Kosmos des Stückes ein. Nach der Probe eile ich nachhause und koche. Rindsragout mit gelbem Curry, rotem Chili und frischen Früchten. Dazu Reis. Um 18:30h kommen Maryanne und Dorcas, ich erzähle vom Theater, das Essen schmeckt, um 20h ist der Abend beendet. Nach 20h versucht man, die Strasse verlassen zu haben. Zuhause sein oder Taxi fahren. In der Dunkelheit sind die Slums einfach zu gefährlich, auch für Einheimische.

Das gehört zu den Dingen, die mich hier manchmal wahnsinnig machen. An vieles habe ich mich schon gewöhnt, an den Dreck, den Gestank, die vielen Blicke, es ist, als wäre ich eine nackte Frau, so werde ich angestarrt, aber das kann ich ertragen, ich grüße die Kinder freundlich, die mich von weitem erkennen und mit einem laut kreischenden „how are you“ empfangen, ich bin ein Star, ob ich will oder nicht, einfach weil ich der einzige Weiße bin, der in diesen Slums ganz normal zu Fuß geht, nicht alleine, aber überall und überall hin und immer wieder. Und wie andere Stars lieben mich die einen und hassen mich die anderen. So ist das eben. Ich bin ein armer mittelloser Star in den Ost-Slums von Nairobi. Wenig von dem, was diese vielen Menschen hier über mich denken, stimmt, aber ich verstehe ihre Blicke, ihre Gedanken, ihre Gefühle und ertrage sie. Aber woran ich mich nur schwer gewöhnen kann ist die Bedrohung, die immer neben Dir herläuft. Vor 2 Tagen wurden Priester in ihrer Wohnung überfallen, brutal zusammengeschlagen und ausgeraubt, einheimische Priester, aber auch die fallen auf und man vermutet Geld bei ihnen, Computer, Wertgegenstände. Auch ein Leopard ist in der Stadt, es hat ihn noch keiner gesehen, aber man hat ihn an den gerissenen Tieren identifizieren können. Ganz sicher ist man sich nicht, ob es einer ist oder zwei, drei. In der Nacht unterwegs zu sein ist leichtfertig und lebensgefährlich. Man geht vor 20h nachhause. Das ist sicher, aber schwer auszuhalten, auf Dauer. Ich könnte mit dem Taxi in die City fahren, dort ein Bier trinken und wieder mit dem Taxi nachhause fahren. Aber was bringt das? So sitze ich jeden Abend ab 20h alleine in meiner kleinen Wohnung und arbeite, denke, schreibe. Das ist großartig, aber manchmal eben sehne ich mich danach, hinauszugehen, über die Straße, ein bisschen spazieren zu gehen in der kühlen Abendluft, ein Stehbier zu nehmen, ein paar Takte zu plaudern und wieder heimzugehen.

Freitag

Ich habe Rückenschmerzen. Zehn Stunden Schlaf sind für die Nerven gut und die Seele und die Kraft, aber nicht für den Rücken. Nach kurzem Frühstück wandern meiner Assistent Patrick und ich nach Korogocho um Pastor Idaki zu treffen. Ich will ihm das Stück geben, er soll Bruder Lorenz spielen. Pastor Idaki ist wirklich ein origineller, imposanter und sehr engagierter Mensch, wir haben viel Spaß zusammen, aber nicht lange, um 11h ist Probe im Jugendzentrum. Wieder ein Zwanzigminutenmarsch durch Massen von Müll, Menschen und Autoabgasen, über uns die brennende Sonne, April ist Regenzeit, bis jetzt hat es genau eine Stunde geregnet, das sei zuwenig, klagen die Menschen.

Ich habe mir für die heutige Probe vorgenommen, mit ein paar wenigen Sätzen aus den Dialogen zu

beginnen, sie in verschiedenen Varianten sprechen zu lassen und die Situationen der einzelnen Szenen zu analysieren. Aber wie überrascht bin ich als ich feststelle, dass die Jugendlichen ihren Text bereits annähernd fehlerlos können. Ich bin begeistert. „Are you crazy?!“ rutscht es mir heraus. Wir haben eine großartige Stimmung, Da wir heute später begonnen haben und länger proben werden gibt es Mittagessen für alle. Maiskuchen mit grünem Gemüse und Rindfleisch. Wir essen mit der Hand. Der Maiskuchen wird geknetet, dann gerollt und zu einer kleinen Schale geformt, Gemüse hinein, fertig. Wir essen nur mit der Rechten, wie sich das gehört. Die Atmosphäre im Speisesaal des Jugendzentrums ist aufgekratzt und geschwätzig wie in jeder europäischen Theaterkantine. Durch die geöffneten Fenster kühlt leichter Wind die drückende Hitze, es riecht nach Beton und Holz, die nackten Füße ruhen aus auf dem sandigen Linoleum, von draußen hört man Kinder, Vogelgezwitscher und Verkäufer, auf den Tischen liegen Seiten mit Text, es wird diskutiert, gelacht, man isst zusammen, eine Gemeinschaft entsteht, eine Szene, ein Stück. „Wir proben unter Bäumen und wissen selbst nicht, wohin,“ hatte ich vor knapp zwanzig Jahren mal einem Journalisten gesagt, „Zerbinetta“ hieß das Stück, das ich damals inszeniert hatte, seither ist vieles passiert, manches hat sich nicht geändert, Gott sei Dank.

Nach der Probe gehe ich mit Patrick in die Schule von Madoya. Huruma, der Bezirk in dem das Jugendzentrum steht ist, wenn man das so sagen kann, der bürgerlichste Slum im ganzen Osten. Hier haben mehr Menschen einen Job, hier befinden sich mehr asphaltierte Strassen, fahren Busse, stehen mehr Häuserblocks wie man sie aus Südeuropa kennt, Betonwürfel mit oder ohne Balkon, etwa fünf Stockwerke, Vorderseite gestrichen, meist ocker, Seitenwände oft im Rohputz. Nach Madoya geht es in jeder Hinsicht bergab. Dort gab es vor vier Jahren gar nichts. Dort, hat die Sozialarbeiterin Jane vor vier Jahren herausgefunden, gibt es keine Schule für die Kinder, dort ist das Zentrum der Räuber. *Hands of Care and Hope* hat neben den Fluss Bäume zwei Meter tief in den schlammigen Boden gerammt und darauf die erste Schule gebaut. In Madoya hat alles begonnen. Auf dem Rückweg werde ich von einem stark schwankenden Betrunkenen angepöbelt. „Bald fällt er um,“ sagt Patrick. Der selbst gebrannte Schnaps ist unberechenbar, irgendwann sackt der Kreislauf weg, man fällt um und schläft seinen Rausch aus. Wenn das in der prallen Sonne passiert kann es sein, dass man nie mehr aufsteht.

Wir gehen noch ins Office, dort sitzen noch immer die Lehrer und binden Schulbücher ein. Mein zukünftiger Benvolio ist dabei, die Amme, Mrs. Capulet und Julia. Eine lustige Truppe. Ich bin mit Sr. Lydia verabredet, gemeinsam studieren wir die Einreichungsformulare für das Kinderbildungsprojekt, füllen sie aus, mein Brief und das Konzept müssen noch angepasst werden, dann stecken wir die vielen wichtigen Blätter in ein großes Kuvert. Ich bleibe zum Abendessen, es wird spät, ich werde nachhause begleitet. Der kräftige Portier nimmt einen Stock mit und einen weiteren Angestellten der Mission. Alleine will er nicht zurückgehen, sagt er. Das Leben in Afrika ist hart, auch wenn es wunderschön ist. Das Internet ist nach wie vor überlastet, aber dafür ist nach zwei Tagen das Wasser wieder da. Ich dusche ausgiebig und gehe früh schlafen. Ich habe die Bühnensituation entworfen, die Besetzung abgeschlossen und die Balkonszene gelöst. Das ist noch nicht viel, aber mehr als vor vier Tagen.

Samstag

Wie schon erwähnt hatte ich den ganzen Tag gemütlich am Computer verbracht, ein paar ausführliche Mails geschrieben, die ich alle nicht abschicken kann, einen kurzen Besuch in der Mission abgestattet, mit ein paar Lehrerinnen und Lehrern geplaudert, mit den Schwestern über Hilfsmodelle diskutiert, was macht Sinn, was nicht, dann wieder nach Hause gegangen, weitere Emails geschrieben und irgendwann festgestellt, dass ich jetzt gerne auf ein Bier gehen würde, was aber, wie schon beschrieben, nicht empfehlenswert ist. Kein Ausgang, kein Wasser, kein Internet,

manchmal kann einem die Decke ganz schön auf den Kopf fallen. Nach zwei Langschläfernächten bin ich auch nicht mehr so früh müde, es bleibt mir also gar nichts anderes über, als zu schreiben, nachzudenken, zu lesen, dann einen letzten Tee zu trinken, ein Joghurt zu essen, den Computer zuzuklappen und schlafen zu gehen. Immerhin ist es jetzt kurz nach Zwölf. Gute Nacht also und bis bald,
Stephan

Sonntag

Habe heute geträumt, dass ich auf einer Autofahrt mit meinem Sohn plötzlich an einer Grenzstation in die DDR abgebogen bin. Wir hatten dort Bekannte, woher und wie die aussahen wusste ich allerdings nicht mehr, die wollte ich besuchen. Zwischen zwei Schlagbäumen mussten wir aussteigen und wurden in einen fensterlosen Raum geführt, wo uns ein freundlicher Zöllner befragte: „Was ist das Gegenteil von einem Kaiser?“ „Keine Ahnung“ gab ich etwas unsicher zurück. „Das Volk“ sagt der kräftige Mann etwas entnervt und stellte uns die Pässe aus. „Stimmt“ sagte ich und fand mich wirklich sehr dumm. Um die Situation zu retten erklärte ich noch: „Ich hab es vergessen, denn wir haben ja bei uns keine Kaiser mehr.“ Das machte natürlich noch blöder. Kurz nach diesem verunglückten Dialog standen wir jedenfalls vor dem Haus unserer Bekannten. Sie wohnten im x-ten Stockwerk eines dieser typischen Plattenbauten, hatten aber einen kleinen Alpengarten vor dem ebenso kleinen Balkon. Wir wurden freundlich empfangen und setzten uns zu einem gemütlichen aber sparsamen Abendessen. Erst nachts im Bett wurde mir klar, dass wir hier nie wieder rauskommen würden, hier aus der DDR, dass wir jetzt Gefangene waren und nie mehr nach Hause könnten. Als ich mitten in der Nacht aufwachte wusste ich erst gar nicht, wo ich war. Der Blick aus meinem Fenster bei Dunkelheit und die Geräusche erinnern an eine große Fabrikanlage bei Nacht, eine Stahlfabrikanlage. Dumpfes Dröhnen, spärliche gelbe Beleuchtung, Stimmen, spitze scharfe Klänge von aneinander geschlagenem Metall, ich hätte durchaus in der DDR sein können. Ich ging auf die Toilette und wieder zurück ins Bett. Als ich das nächste Mal aufwachte war es hell, vor dem Fenster lag Afrika, trotzdem ließ mich dieses Bild, in einem Land zu sein aus dem man nicht mehr rauskommt, lange nicht los.

Erst als ich mit Maryanne und ihrer kleinen Tochter Angela im Matatu saß und durch die afrikanische Metropole brauste vergaß ich den Traum und war wieder in dieser seltsam anderen Welt von Nairobi angekommen, in der ich mich langsam ein bisschen zu Hause fühle. Wir fuhren 18 Kilometer quer durch die Stadt, von Nordosten wo wir wohnen nach Südwesten zum Nationalpark, mit einmal Umsteigen im Zentrum. Ich kann es nicht oft genug betonen, so etwas wie ein Matatu wäre in Deutschland schlichtweg unmöglich, ein Kleinbus, der mit geöffneter Schiebetüre, dem aus der Türe hängenden und brüllenden „Matatu - Schaffner“, einer kleinen Lichtorgel und ohrenbetäubender Musik wie bei einer Rallye als öffentlicher Linienbus durch die Stadt rast kann sich Deutschland nicht vorstellen. Und so ist der Unterschied sehr klar umrissen. In Deutschland freut man sich, dass alle Taxis die gleiche Farbe haben – beige. In Nairobi ist es selbstverständlich, dass jeder Bus anders aussieht. Je individueller und extremer desto besser, eine Mischung aus fahrender Disco, buntem Kellerpartyraum, Kunstobjekt, Vergnügungsparkvehikel und Hippiebus. Hier in Nairobi ist alles schon irgendwie sortiert, aber wilder, aufgeregter, bunter, individueller, gefährlicher, kämpferischer, lockerer.

Bereits wenige Minuten, nachdem wir den abgesicherten Teil des Nationalparks betreten haben, breitet sich eine tiefe und gut riechende Ruhe aus. Dieser Teil des Steppenwaldes unterscheidet sich vom übrigen Teil des Parks dadurch, dass zwischen den Besuchern und den wilden Tieren Zäune gespannt sind. Die Gehege sind sehr groß und gehen in die Landschaft über. Der Spaziergänger geht durch den Wald, an Zebras vorbei und Büffeln, an Elefanten und Flusspferden, dann über

breite Hängebrücken von wo er in die Katzengehege schauen kann, die Löwen dösen, die Leoparden fressen, die Geparden warten ab. An und ab kommt einem ein Affe entgegen und klaut. Ein kleines Kind weint, denn sein Eis wird von einem Äffchen verzehrt, die Vögel singen mir unbekannte Lieder, die Bäume breiten ihre Äste aus wie Gefieder. Wir setzen uns auf eine Bank und ruhen uns ein wenig aus, drei Meter neben einem Nashorn.

Vor drei Wochen hatte ich in Stuttgart gepackt, war sehr aufgeregt, wusste, dass ich nach Nairobi fliegen würde um dort in den Slums zu arbeiten, sonst nichts. In drei Wochen werde ich Nairobi wieder verlassen. Ich werde gerne zurückfliegen, das weiß ich jetzt schon, ich freue mich auf die europäische Ausgeglichenheit, auf die Projekte die vor mir liegen, auf Menschen, die mir wichtig sind, auf die Möglichkeit, um 22 Uhr auf ein Glas Wein hinaus auf die Strasse zu gehen, auf den sozialen Luxus, der mich in Städten wie Stuttgart, Klagenfurt oder Wien erwartet und auf meinen Urlaub in Paris. Mein erster Urlaub nach drei Jahren Dauerarbeit. Paris ist vielleicht die komprimierte Mischung aus der Ruhe des europäischen Bürgertums, dem Glamour des internationalen Reichtums und der Power der afrikanischen Wildnis. Ich werde von Nairobi weggehen, durchatmen, dass ich es geschafft habe, wie viel auch immer gelungen sein wird, ich werde nach Europa zurückkehren, ja, aber ich werde wiederkommen. Ich werde nach Afrika zurückkehren, da gibt es gar keine Diskussionen mehr, weder in mir noch mit mir. Dieser Kontinent braucht Partner, ich habe die Kraft dazu, und die Lust. Nairobi hat mich in seinen Bann gezogen mit all seiner Unterschiedlichkeit. Eine Weltstadt wie sie bizarrer nicht sein kann, mit ihrem Tempo, ihrem Gestank, ihrer Armut, ihrer Architektur, ihrer Natur, ihrer Lässigkeit, ihrer Unberechenbarkeit, ihrem Kämpfertum, ihrer Zielstrebigkeit und ihrer Nachlässigkeit. Ich werde in diesen sechs Wochen nur einen Überblick bekommen haben von Nairobi, einen Blick, der vertieft werden will. In dieser Stadt ist das Leben noch ungeschminkt wirklich in all seiner Unerklärbarkeit, Unterschiedlichkeit, Poesie und Tragik, das kann einen nur vollkommen abstoßen oder anziehen.

Ich bin 1962 geboren, ich habe New York in den Sechzigern logischerweise nicht kennen lernen können. Aber ein bisschen etwas von der Power, der Kraft durch die gigantischen Gegensätze und die vielen Möglichkeiten des damaligen New York ähnelt vielleicht dem heutigen Nairobi. Diese afrikanische Metropole ist natürlich nicht so berühmt wie New York, aber es hat teilweise ähnliche Qualitäten und es gibt ein riesengroßes Potential an Menschen die wollen, können und Energie haben. Nairobi ist wahnsinnig anstrengend, aber ebenso inspirierend.

Und während ich das tippe, bricht draußen ein Regenschauer aus dem Himmel. Wie angenehm!

Herzliche Sonntagsgrüße aus dieser faszinierenden Stadt, Stephan

20. 4.

Montagnachmittag, ich bin wieder im Netz!

Um es kurz zu machen: man kann in den kleinen Butcheries in den Slums köstliches Rindfleisch kaufen, frisch und von einem Geschmack, den man in Europa fast schon vergessen hat. Aber man braucht das nötige Kleingeld. Ein Kilo Rindfleisch kostet 250 Kenyan Schilling, also 2Euro50. Ein durchschnittlicher Tagesgehalt der Menschen hier bewegt sich zwischen 0 und 3 Euro. Man kann hier auch einen Laptop kaufen und in den entlegensten Vierteln zwischen den kleinsten Lehmhütten ins Netz gehen. Aber auch das muss man sich leisten können. Internet ist nicht billig und weil das so ist war mein Account deutlich früher als erwartet leer und das war der banale Grund, warum meine Emailtätigkeit am Samstag jäh beendet wurde.

Der heutige Tag war wieder einmal überraschend und das aus mehreren Gründen: erstens habe ich heute das erste Mal mit afrikanischen Handwerkern geredet und ihnen meine Pläne gezeigt für das Balkongeländer, wir haben diskutiert, verfeinert und verhandelt, sie werden es bauen bis zum Wochenende und das zu einem fairen Preis. Ich denke, ich bezahle mehr als ein Einheimischer aber nicht so viel, dass es unangenehm wäre. Die kleine Tischlerei, eine Holzhütte mit den drei Gitterbetten davor, die in der letzten Woche gezimmert wurden, liegt auf meinem täglichen Weg zur Arbeit, man kennt sich jetzt also ein bisschen. Zweitens hat ein Jugendlicher, der eigentlich eine Einzelprobe gehabt hätte, verschlafen und zwar so gründlich, dass er gar nicht auftauchte. So warteten Patrik und ich eine halbe Stunde sinnlos in der Halle und ich spürte, wie ich etwas grantig wurde. Ich hätte andere Szenen proben können, so viel Zeit haben wir nicht. Um zehn kamen die ersten verschlafenen Gestalten langsam zur Türe hereingeschlichen, „die Afrikaner mögen den Montag nicht“ wurde ich aufgeklärt. Ich begann dann etwas widerwillig mit den beiden Mädchen zu arbeiten, eigentlich war das gar nicht vorgesehen, aber es war die einzig sinnvolle Konstellation. Die beiden waren so gut vorbereitet, dass mir der Mund offen blieb. Der eine kommt nicht und die, welche gar keine Probe hatten, spielten eine fertige Szene. „What were you doing during the weekend? Have you looked TV or an American movie?“ – „Yes“ strahlten die beiden. Der Vormittag war gerettet, eine tolle, witzige Szene werden wir auf alle Fälle im Programm haben.

Zu Mittag eilten Patrick und ich zur Schule New Life, sie liegt in Korrogocho, etwa eine halbe Stunde Fußweg entfernt vom Youth-Centre. Wir sind pünktlich, ich werde dem neuen Englischlehrer und Koordinator vorgestellt, er war in London gewesen für ein Jahr während seines Studiums und in Rom, wir sprachen ein wenig über Europa und dann über sein Heimatdorf, wo er auch mit Jugendlichen arbeitet, das nächste Mal solle ich ihn dort besuchen, „klar,“ antworte ich ganz selbstverständlich. Eine Lehrerin wird für die Rolle der „Old Woman“ engagiert, eine weitere möchte auch noch eine Solorolle, ich werde noch eine Szene schreiben. Auf dem Heimweg kam die dritte Überraschung, wir wurden von einem Regenguss überschüttet der so plötzlich und heftig war, dass wir schon völlig durchnässt waren bevor wir überhaupt merkten, dass es zu regnen begonnen hatte. Wir waten durch den Schlamm der Strassen, die plötzlich wie Waldboden aussahen, mit Rinnsalen, dampfender schwarzer Erde und großen breiten Lacken. Und wie alles in Nairobi hat auch der Regen zwei Seiten: zum einen kühlt er die Luft, wäscht den Staub weg, reinigt die Strassen und erfrischt, zum anderen werden aus den Gräben neben den Lehmwegen und Strassen dampfende chemische Verbindungen, wie man sie nur aus Science Fiction – Filmen kennt. Diese giftigen, öligen und von klebriger Haut überzogenen Pfützen gären und brodeln vor sich hin dass es eine Freude ist, allerdings eine ziemlich unangenehme. Denn die undefinierbaren Chemiekloaken machen vor allem eines deutlich, dass wir in Europa vergessen haben, was wir eigentlich alles für Dreck produzieren. Bei uns ist alles sauber und in Betonröhren verschlossen und so sehen wir nicht mehr, wie das aussieht, was von uns täglich übrig bleibt. Hier, in der Armut, wo keine Zeit da ist und kein Geld, die unangenehmen Seiten des Lebens zu verstecken, schwimmt eben alles an der Oberfläche an einem vorbei und um einen herum und macht uns deutlich, was die Welt im innersten zusammenhält: Profitgier, Skrupellosigkeit und eine Ignoranz, die uns alle die Gesundheit kosten wird. Denn die Welt, das haben wir in der Schule gelernt, ist eine Kugel. Da gibt es kein Entrinnen. Es sind zum Beispiel keine dummen afrikanischen Autohersteller, die diese stinkenden, filter- und katalysatorfreien Brummer herstellen, sondern es sind europäische Firmen, die alles nach Afrika liefern, was in Europa verboten ist. Und hier vergiftet es die Erde und die Luft und das Wasser und wenn der ganze Dreck irgendwann über die Luft oder das Wasser oder den Handel und Tourismus zu uns zurückschwappen wird, dann werden natürlich die Afrikaner schuld sein. Upcountry ist die Cholera ausgebrochen. Wenn ich durch diese Regenstrassen gehe ist mir klar, warum.

Aber, weil in Nairobi eben alles zwei Seiten hat, freuen wir uns über den Regen, kaufen geschälte Ananaspalten und frische Mangos und gehen in meine Wohnung, um über sehr beeindruckende

Gedichte zu sprechen, die Patrick geschrieben und mir zu lesen gegeben hat. Draußen prasselt der Regen auf das Dach meiner DDR - Fabrikanlage, wir trockenen uns ab, trinken Kaffee und reden über Poesie. Auf dem Flur lärmten die Kinder, manche von ihnen haben Aids, manche werden unter die Räder kommen und manche in ein paar Jahren in der Schule sitzen und vielleicht studieren und irgendwas besser machen.

Beste Montagsgrüße aus dem dampfenden afrikanischen Großstadtdschungel mit seinen vielen Überraschungen, Stephan

21. 4.

Jambo!

Gut, dass nicht jeder Tag so verlaufen ist, wie der heutige! Ich wäre sonst möglicherweise versucht, mein Rückflugticket zu versteigern und doch da bleiben.

Es hat schon damit begonnen, dass ich nach acht Stunden Schlaf hervorragend ausgeruht drei Minuten vor dem Weckerklingeln aufgewacht bin, meinen Tee wegen eines Stromausfalls wie beim Camping auf dem Gaskocher zubereitet habe, auf dem Weg zur Probe von meinen Tischlern in die kleine Hütte gebeten wurde, da sie mir den ersten Teil des Balkons zeigen wollten und um halb zehn alle pünktlich zur Probe da waren. Und sich meine Actors um die fehlende Person gekümmert haben, ein junger Mann, der sehr gut dazu passt. Es war die erste Probe mit den Jugendlichen und einem der Lehrer, eine reine Männerszene, die erste Kampfszene im Stück, die ich leicht gekürzt vom Original übernommen habe. Zuerst haben wir den Text gemeinsam gelesen, dann die Szene organisiert und die Schlacht entwickelt. Eine Choreographie, in der die tänzerische Bewegung selbst den Rhythmus festlegt und durch Klatschen und Stampfen zur eigenen musikalischen Begleitung wird.

Das faszinierende an dieser Probe war, dass wir unsere beiden unterschiedlichen Kulturen gewinnbringend verbinden konnten. Die rhythmischen Fähigkeiten der jungen Afrikaner und das strukturelle Verständnis des klassisch ausgebildeten Europäers. So haben wir Fünfer-Rhythmen verwendet und Brakes, Momente der Stille, des abwartenden Dehnens und das kombiniert mit Schrittfolgen, die von den Jungs in Improvisationen entstanden sind. Es ist ein stimmiges und treibendes Ganzes geworden.

Dann habe ich Carter getroffen, den Schauspieler aus der Gegend, den mir Maryanne vor ein paar Tagen vorgestellt hatte und mit ihm über eine Zusammenarbeit gesprochen. Er ist sehr daran interessiert, nach meiner Abreise das Training weiterzuführen und im Frühling – also September bis November – eine neue Produktion mit dem Ensemble des *Hope Theatres* zu entwickeln, bevor ich dann im Januar wieder selber herkomme. Dafür muss ich also nach meiner Rückkehr Geld aufstellen. Ich habe mir überschlagsweise durchgerechnet, dass ich mit etwa 12.000 Euro pro Jahr – also 1000 Euro pro Monat –

zwanzig Jugendlichen mit 50 € pro Monat eine kleine, aber durchgehende finanzielle Sicherheit und eine spannende Tätigkeit bieten könnte. Das sind keine astronomischen Summen, finde ich. Wenn ich zum Beispiel hundert Menschen finde, die bereit sind, eine *Hope Theatre* – Patenschaft zu übernehmen und 5 Euro im Monat spenden (in Worten: fünf!), dann wäre die halbe Summe für ein Jahr bereits herinnen. Ich kann mir nicht vorstellen, das nicht zu schaffen. Dann kämen natürlich noch Reisekosten und die Gagen für die Mitarbeiter aus Kenia dazu, trotzdem finde ich die Summe nicht erschreckend. Ich habe mich dann mit Carter für nächste Woche zum Abendessen verabredet um das Projekt weiter zu besprechen. Auf alle Fälle ist gesichert, dass dieses Theaterprojekt von

Anfang an auch von Theatermachern aus dem eigenen Land mitentwickelt und mitgestaltet und nicht das Privateigentum eines Europäers wird.

Nach kurzer Kaffeepause ging es dann weiter mit den Proben: Romeo and Juliet – the famous balcony scene! Ich muss nicht extra erwähnen, dass die beiden den Text konnten – mittlerweile versteht sich das von selbst. Wir begannen mit ein paar Übungen zum Text: gegenüber sitzen, Augen schließen und mit der Hand den eigenen Text dirigieren; nie schneller reden, als die Hand führen kann. Das war erstmal gar nicht so einfach für die beiden. Sie sind Lehrer, können ein gutes Englisch und sind gewohnt, laut und mit Präsenz zu sprechen, sie waren eine sehr gute Wahl. Aber sie sind nicht gewohnt, sich zuzuhören, dem Text zu folgen, den ähnlichen Klang von Romeo und Rose (das klappt in Englisch und in Deutsch, aber in Englisch klingt es noch schöner) auszukosten, oder das Wort sweet auch sweet zu sprechen und so weiter. Dann haben wir an den zentralen Sätzen gearbeitet, Bilder gefunden, Gesten, Körperlichkeit, die Stimmungswechsel in den Abschnitten. Durch die Struktur, die wir dem Text geben, verliert er die Länge und die Betrachtung des Ganzen. Er wird, wie in einem normalen Dialog, Stück für Stück entwickelt, jeder Teil zum Ergebnis des Vorangegangenen. Dann arbeiten wir am Klang. Wenn Afrikaner Englisch reden klingt das erstmal immer ein bisschen wie Rap. Das ist für die Kampfszenen prächtig, für Liebesszenen weniger. Also haben wir das Sprechen mit großen Armbewegungen verbunden, um statt Worte Sätze zu sprechen, sie an weiche, spannungsvolle Melodiebögen zu binden, die Texte zu bildlichen und Satzenergien verstehbar zu machen. Nach drei Stunden Probe waren wir klatschnass und fix und fertig, aber die Szene hat einen großen Entwicklungssprung gemacht und ich kann sagen, dass wir sicher nicht alles perfekt hinbekommen werden, aber ein paar Szenen werden eine Wucht, unter anderem die Balkonszene.

Die Bühnensituation habe ich folgendermaßen definiert: Wir spielen auf der Bühne und vor der Bühne. Der Bühnenboden liegt einen Meter über dem Raumniveau und ist links und rechts über drei gemauerte Tritte zu erreichen. Vor der Bühne legen wir eine Arena an, das Publikum wird zu beiden Seiten und in der hinteren Raumnälfte sitzen. Die Vorhangschiene der Bühne ist in der Mitte etwa zwei Meter vom Spitzdach entfernt, an den Seiten nur vierzig Zentimeter. Julia wird auf einer Leiter hinter dem Vorhang stehen sodass die Vorhangschiene wie ein Balkon wirkt, das Geländer, das gerade von den Schreibern gebaut wird, hängen wir vor diese Schiene, ein dunkelblauer, schmaler Seidenvorhang zwischen rotem Samt und hellem Holzgeländer und die Nacht ist erzählt. Romeo wird sich in der Arenabühne bewegen und die vier Meter hoch zu seiner Julia hinaufwollen. Und dazu wird der Text perlen wie eine Klaviersonate von Schubert.

Auf dem Heimweg haben wir den Tischlern die junge Frau vorgestellt, für die sie das Balkongeländer bauen. Sie waren sehr begeistert von der schönen Frau. Morgen werde ich ein altes Fahrrad kaufen für die Szene zwischen Mercutio und Benvolio. Unser Theaterprojekt wird immer mehr zum Gesprächsstoff im Viertel. Ich bin nicht mehr der anonyme Weiße, sondern einer, der immer noch da ist und Arbeit bringt. Früher, hatte mir Pastor Idaki erzählt, wären Menschengruppen verschiedener internationaler Hilfsorganisationen durch die Slums gefahren, hätten Fotos gemacht, betroffen gekuckt und Hilfe versprochen. Man hatte sie nie mehr wieder gesehen. Erst Schwester Lydia ist immer wieder gekommen und hat in kürzester Zeit vier Schulen aufgebaut. Und Peter Quendler, ohne dessen unermüdliche Unterstützung die meisten Objekte hier nicht stehen würden. Und Klaus, Mathematiker und Theologe, der die Bauaufsicht über hatte und auf dessen Computer ich jetzt schreibe. Und jetzt ich, der täglich hier herumspaziert, Sachen kauft, kleine Aufträge verteilt, mit arbeitslosen Jugendlichen arbeitet und hier lebt. Hier, nicht in der City.

Natürlich braucht man für solche Projekte taktisches Verständnis, Fingerspitzengefühl, Erfahrung, Glück und Zufall. Die Idee mit den Jugendlichen aus dem Viertel kam mir sehr früh, ich hatte

gespürt, dass ich einen Theaterabend nur mit den Schulkindern nicht hinbekomme. Und dass ich auch persönliche Unterstützung benötige für meinen Alltag und die künstlerischen Prozesse. Aber nach der taktischen Überlegung kam das Glück, gerade diese Mädels und Jungs bekommen zu haben. Das hätte auch anders ausgehen können. Jane hatte das richtige Gespür gehabt dafür, was ich brauchen könnte. Mit den Jugendlichen konnte ich die Möglichkeiten ausloten, ausprobieren, entwickeln und ein Gefühl bekommen für das Leben hier und die Gedankenwelt der Menschen in den Slums. Die Lehrer, die mittlerweile alle mitmachen, werden der Aufführung durch ihr Alter und ihre sprachliche Reife das Niveau geben, das wir anstreben und die Jugendlichen wieder mitziehen. So ergänzen sich die beiden Gruppen wunderbar. Und in das fertige Gerüst werden dann die Kinder eingepasst, die keine Geschichte alleine tragen können aber dem ganzen Abend eine besondere Note geben, eine lokale Authentizität und die ein Erlebnis haben, das ihnen Freude machen wird und zeigt, in was sie hineinwachsen können. Mit einer längeren Probenzeit wird auch ein Projekt nur mit den 10 – 14-jährigen möglich werden, manche sind auffällig begabt. Natürlich war auch der Auftrag an die Tischlerei, das Balkongeländer zu bauen ein Ergebnis taktischer Überlegungen. Ich hätte das genau so gut aus Karton schneiden können. Aber für zwanzig Euro habe ich ein sehr schönes Objekt bekommen und Menschen, die mich grüssen, wenn ich vorbei gehe und die meine Arbeit hier weitererzählen und die morgen mit Julia fotografiert werden für die Homepage des *Hope Theatre*, die bald eingereicht werden muss.

Philip, der den Romeo spielt und in meiner ersten Nairobiwoche mein Fremdenführer war hatte mir damals erzählt, dass viele Menschen hier in diesen Slums am Abend hungrig ins Bett gehen, weil sie nichts verkauft haben und keine Arbeit haben und weite Wege zurücklegen mit ihren Waren und oft nach langer Arbeit heimkommen in ihre kleinen stinkenden Hütten mit dem Gefühl, dass dieser Tag mal wieder vollkommen umsonst war. Ich kann nicht bei jedem kaufen und für jeden sorgen, aber mit jedem Euro, den ich hier ausbebe, in den kleinen Läden, bei den kleinen Handwerkern, an den mobilen Ständen unterstütze ich die Menschen hier in den Slums, deren nackte Existenz. Heute hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, dass es richtig ist und sinnvoll, was ich hier mache. Und dass ich mich sehr wohl fühle in meinem Viertel und in diesem wunderbaren Juthcentre, in dem gerade das *Hope Theatre* am entstehen ist.

Tropische Abendgrüße aus Kariobangi, S☺

22. 4.

Habe heute meine Musiker kennen gelernt und einen alten Mann in seiner Wohnung besucht.

Für die Szene zwischen Mercutio und Benvolio hatte ich mir, dem Leben auf den Straßen hier entsprechend, ein altes Fahrrad ausgedacht, mit dem die beiden unterwegs waren als Benvolio seinen Freund aufmerksam machte, dass sie schon gefährlich nahe an der Villa der Capulets seien und besser umkehren sollten. Dass es dazu nicht mehr kommen würde, sondern stattdessen bald zwei Leichen auf dem Boden liegen würden und Romeo aus seinem plötzlichen und unerwarteten Glück ebenso plötzlich und unerwartet Zentrum einer tödlichen Katastrophe sein würde, ist allgemein bekannt. Aber zuerst beginnt alles ganz harmlos, auf einem klapprigen Fahrrad, für das sich die Jungs umgehört hatten. Wir gingen zu einem alten Mann, der in der Nähe wohnt und sich gut auskennt im Viertel. Er bat uns in seine Wohnung. Das muss man sich so vorstellen: Wir gehen durch eine kleine Öffnung einer niederen Betonmauer und stehen in einem Innenhof von der Größe zwei mal drei Meter. Von diesem Innenhof gehen vier Blechtüren ab, auf beiden Seiten zwei. Die dem Eingangsloch gegenüber liegende Mauer ist bereits die Rückwand des nächsten Gebäudes. Die erste Türe links ist der Eingang zur Wohnung des Herrn, den wir suchen. Die Wohnung ist ein einziger Raum, ohne Fenster, gleich hinter der Türe ist ein kleiner, niedriger Tisch, rechts davon

eine Couch, gegenüber der Türe ein Lehnstuhl auf dem der Mann sitzt und Karton schneidet, hinter ihm ist noch Platz für einen kleinen Schrank, auf dem liegen allerhand Habseligkeiten wie Bücher, Geschirr, Karton. Links neben dem Tischchen ist das Hochbett, darunter eine weitere Kommode und eine Stange für die paar Klamotten. Links von dem Hochbett, also auch links neben der Tür ist ein Waschbecken. Alles in allem misst die Wohnung vielleicht 9 m². Ebenerdig, aus Beton, wir würden Zelle dazu sagen. Oder Garage. Die Wohnung ist klamm und riecht nach Waschkeller. Der ältere Mann hustet leicht, wie viele Menschen hier. Tagsüber ist man meistens draußen, da macht es nichts, dass man in einem Loch wohnt, aber am Abend, wenn man unschuldig in seiner Zelle hockt und die Feuchtigkeit an einem hochklettert, dann ist es ungesund und einsam und man fragt sich vielleicht, warum die einen mit klimatisierten Autos durch die Gegend rollen und die anderen in einem feuchten Loch sitzen müssen. Dabei ist dieses Loch immerhin ein Betonwürfel mit Betonboden und festem Dach, keine Hütte aus Wellblech mit Erdboden, hier rinnt der Regen nicht durch die Ritzen und in tiefen Rinnen aus dem Haus wieder hinaus. Wir sitzen da und unterhalten uns, der ältere Herr war früher bei Unilever angestellt, jetzt ist er arbeitslos und muss betteln. Er ist dann mit einem der Schauspieler losgegangen und hat an dem Fahrrad, das wir jetzt haben, sicher 500 KS verdient, also fünf Euro. Ich gönne sie ihm herzlich.

Um 14h kamen die beiden Musiker. Der Gitarrist ist leicht zu erkennen, denn er hat eine Gitarre und spielt immer leise vor sich hin. Das Instrument ist alt, scheppert ein wenig, aber der junge großgewachsene Mann kann was. Renaissance, Jazz, Traditionals, alles kein Problem. Der Percussionist ist klein und so dünn, dass man Angst bekommt. Wie soll der Trommeln? Ich erzähle von dem Projekt und von meiner Arbeit und meinen Vorstellungen und erkläre ihnen, was alles auf sie zukommen würde, dabei muss ich immer wieder auf die Beine des kleinen Musikers schauen. Die ohnedies schon dünnen Hosenbeine schlottern um die Stäbchen, die in viel zu großen schwarzen Schuhen stecken. Ein Kastanienmännchen, denke ich. Die beiden sind sehr still, nachdenklich, in sich und die Musik versunkene Zauberwesen aus einer anderen Zeit. Sie werden ab jetzt immer zwischen halb zehn und eins auf der Probe sein. Wieder ein Schritt weiter, Step by Step.

Auch das Balkongeländer ist schön geworden, ab morgen früh gehört es zum Inventar des Theaters. „Wir werden einen Kostüm- und Requisitenfundus anlegen müssen“ fällt mir ein, denn nächste Woche gehen wir einkaufen. Die großen Objekte sind geklärt: eine Bank, ein Fahrrad, ein Hocker, ein Balkongeländer. Aber die vielen Kleinrequisiten, ein Kaffeebecher, eine Obstschüssel, ein Kohlsack, ein Küchengeschirr, Gläser, Bestecke, Teller, Tablett, Giftfläschchen, Schwerter, alles muss gelagert werden. Täglich kommt was Neues dazu. Unsere Homepageadresse habe ich sicherheitshalber bereits reservieren lassen. Morgen habe ich die erste Probe mit Pastor Idaki und am Nachmittag mit den Kindern. Sehr aufregend. Und drum gehe ich jetzt schlafen. Gute Nacht nach Europa, Stephan

23. 4.

“Living with the loss of 22 relatives – Members of an outlawed criminal gang killed at least 27 people in an overnight attack on a central Kenyan village which planned to expel its members from their midst, police said on Tuesday. In the cold light of the mountain morning, the village was a scene from hell: there were bodies strewn all over, with cuts in every part, some with throats slit. And the soil was spotted with blood.“

Jambo!

Dieser Aufmacher der *Daily Nation* war erstmal Gesprächsthema zwischen Pastor Idaki und mir,

bevor wir eine sehr erfrischende Probe begannen. Es gibt mittlerweile etwa 1,5 Millionen Mitglieder bei den Mungikis, einer Organisation, die sehr ähnlich der Mafia agiert, Schutzgeld verlangt, landesweit operiert und jeden Mord oder Verhaftung eines ihrer Mitglieder dreifach vergilt. Auch wir und die Schulen stehen natürlich dank von Pastor Idaki unter dem Schutz der Mongiki, anders würden diese Schulen längst nicht mehr existieren, und einige Lehrer auch nicht. Die Mungikis gehören zum Volk der Kukuiois und waren entscheidend an den blutigen Kämpfen im Winter 07 / 08 beteiligt. Man kann sie per sms buchen. Im großen Machtkampf zwischen Kukuiois und Luos hat diese skrupellose Untergrundorganisation ein drastisches Wörtchen mitzureden und der Präsident weiß, dass er sich auf sie verlassen kann, so lange sich die Mongikis auf ihn verlassen können!

Pastor Idaki ist auch auf der Bühne eine starke Persönlichkeit. Wir besprechen die Szene, er wird die beiden Toten behandelt, wie man das hier in Afrika üblicherweise macht, wie er das hier in Nairobi tatsächlich macht. Obwohl es nur zwei Stühle waren, die er auf der Probe „beerdigte“ war es schon sehr berührend. Dann sprachen wir über die politische Kraft dieses Stückes, genau hier, genau jetzt. Pastor Idaki, die große integrative Kraft in dieser Region, wird den Theaterabend beschließen. Das ist nicht nur ein Schachzug, das hat eine politische Dimension. Nach der Probe trinken wir noch eine Tasse Chai und ich versichere ihm, Geld für das 10-Jahres-Jubiläum seiner Kirche in Korogocho zu sammeln.

Dann war Mercurio an der Reihe, auf seinem Fahrrad. Dieser Junge ist ein wirkliches Talent, hat eine starke Stimme, eine große Präsenz und einen leichten Wahnsinn, der immer neben ihm herläuft. Er hat tatsächlich was von Mercurio und wird hoffentlich in Zukunft im Team bleiben, er sollte unbedingt gefördert werden. Obwohl er privat sehr nett ist wie alle Jugendlichen des Teams hat er was von einer Wildkatze, man weiß nie ganz genau, woran man ist, was er denkt, wo er im nächsten Augenblick stecken könnte, ob er kommt, wann er kommt. Auch wenn er gar nichts macht, nur sitzt, wartet, bleibt seine Ausstrahlung: eine große Unberechenbarkeit, das ständige Suchen nach etwas, von dem er selbst nicht genau weiß, das ruhelose Blitzen seiner Augen, ein Charakter zwischen schläfriger Selbstaufgabe und erregender Kampfbereitschaft. Er hat die Gefährlichkeit eines guten Rappers ebenso wie die natürliche Verlorenheit, auf die Mädchen so gerne hereinfliegen, ein afrikanischer Lilliom.

Nach der Mittagspause geht es in die Schule von Madoya, also den Hang hinunter und durch den Sondermüll zur ersten Textprobe mit den Kindern. Die sind wirklich rührend aber in ihrem Sozialverhalten stark gezeichnet. In der Arbeit merkt man erst, wo sie herkommen, aus welchen Verhältnissen und in welchen sie leben. Für diese Kinder ist das Engagement dieser hoch engagierten Lehrerinnen und Lehrer die Familie, nicht vorzustellen, was sie ohne diese Schule machen würden. Während der Probe, die ich in einer neben der Schule befindlichen Blechbaracke abhalte, kommt ein sehr kleiner Bub hereingekrabbelt und stört. Ich nehme ihn in den Arm und dirigiere mit seiner kleinen rechten Hand. Er ist glücklich und die Kinder, vierzig Jungs und Mädels zwischen 9 und 14, haben ihren Spaß. Um sechzehn Uhr bin ich mit meinen Kräften am Ende und die Kinder können den Eröffnungsschor. Ich schlendere nachhause, kaufe Bananen und Mangos, freue mich auf den Nachmittagskaffee. Das war mal wieder ein aufregender und vielversprechender Tag gewesen heute, der 23. April, der Todestag von William Shakespeare. Im Jahre 1616 hatte der große Dichter aufgehört zu sein. Seine Werke gelten noch immer, Liebe, Macht und Korruption gehören eben dazu zum Menschen genauso wie Idealismus und Nächstenliebe.

In diesem Sinne eine Gute Nacht, Euer
Stephan

Ich weiß nicht ob es dekadent ist was ich denke oder dumm oder richtig, auf alle Fälle hatte ich heute, als ich mit Patrick und Pastor Idaki durch Korogocho wanderte um auf dem großen Markt 5 Kilo Zwiebel und Gewürze zu kaufen fürs Gulasch morgen darüber nachgedacht, dass mit asphaltierten Straßen und neu gebauten, ordentlichen Häusern der Charme und die Poesie des Viertels ebenso verloren wäre wie der Dreck, das Gift und die entsetzliche Armut. Wieso ist es so schwer, einen Mittelweg zu finden? Weil es keinen Supervisor gibt und weil es natürlich auch keinen geben soll, der diktatorisch festlegt, was wann wie richtig ist. Niemand kann tatsächlich von sich behaupten, dass er wüsste, wie die Welt optimal funktionieren muss. Ich würde Korogocho vollkommen anders gestalten als andere, manche Bewohner wären mit meinen Vorstellungen einverstanden, andere nicht. Wahrscheinlich ist es dem Menschen einfach nicht gegeben, im richtigen Moment aufzuhören, zumal ja gar niemand sagen kann, wann der richtige Moment ist. Dennoch behaupt ich, dass es wichtiger und sinnvoller wäre, den Menschen hier in den Slums konkrete medizinische Versorgung, Bildung, fairen Handel und ein Bewusstsein für ihre Umwelt zu geben und sie sich selbst entwickeln lassen, als das Viertel nach unseren europäischen Konzepten umzubauen, damit es so aussieht wie alles andere auch auf dieser Welt, unpersönlich. Hier ist, man verzeihe mir diese Aussage, Afrika noch Afrika. Die Mischung aus Stadt- und Landleben in Verbindung mit einer angenehmen Lässigkeit und gleichzeitiger Zielstrebigkeit, schlafende Hunde, klappernde Fahrräder, Holzkocher die auf der Strasse stehen, meckernde Ziegen, mobile Läden, Ananas essende Verkäuferinnen, Autoreifen, Kinder in Schuluniformen, ein betrunkenen Arbeiter und dazwischen oder als Verbindung der Einzelteile viele in verschiedenen Tempi gehende Menschen, das alles funktionier und passt zusammen und gehört in eine Strasse, die nicht asphaltiert ist sondern aus Erde, mit Pfützen und Aschehaufen und Bananenschalen, die von den vorbeiwandernden Ziegen dankbar verputzt werden. In gewisser Weise ist Korogocho ein großer, von über dreihundert Menschen bewohnter Bauernhof, der, wenn ein paar soziale Einrichtungen existieren und sinnvoll eingesetzt werden würden, nicht nur gemütlich, sondern auch menschlich und ungiftig und entwicklungsfähig wäre als dörfliche Kommune in einer Großstadt. Aber es scheint, dass ein gewisser seriöser Wohlstand immer damit einhergeht, dass die Gemütlichkeit, die Individualität, die Poesie und die Kommunikation verloren gehen lässt. Teilweise leben die Menschen hier wie ausrangierte Sklaven, die nichts haben und täglich auf ein bisschen Almosen hoffen. Auf ihren kleinen, klapprigen Ständen liegen drei Bananen, ein paar Tomaten und zwei Paar Sandalen, alles gestohlen natürlich. Sie haben Hunger, aber sie haben Kontakt und eine Ansprache immerhin. Sie plaudern mit den Nachbarn, denen es auch nicht besser geht. Wenn man das ganze erbärmliche Leben hinter ordentliche Betonwände verpackt geht es den Menschen deswegen nicht besser, es sieht nur keiner mehr. Würden aber mehr Menschen, so wie ich, durch diese Strassen gehen und den Klein- und Kleinsthändlern was abkaufen, würde sich die Lage langsam verbessern und die Leute könnten ihre Stände vergrößern oder mehr drauflegen und langsam einen Gewinn machen und was mit nach Hause nehmen und die Lehmhütten abdichten und Wellblech aufs Dach nageln und sich's verbessern ohne dass sie ihren vom Landleben geprägten Stil ändern müssten. Es wäre möglich, die Erdwege sauber zu halten von Chemie und Gift, es würde weiterhin die Musik aus den Hütten scheppern, die Menschen würden vor ihren Häusern kochen und plaudern und sitzen und Tomaten verkaufen und Schuhe und die Kinder würden spielen können ohne dass sie Ausschläge bekommen und die Hühner könnten weiterhin einfach herumlaufen und sich aus dem Haus ein paar Körner holen. Die Leichtigkeit des Lebens dürfte bestehen bleiben und die katastrophale Schwere wäre vorbei. Oder, um es einfach zu sagen, die Situation könnte so sein, wie es sich die Menschen erhofft hatten als sie um die Freiheit ihres Landes, ihres Lebens gekämpft hatten, so wie vor dem Beginn der stetig anwachsenden nationalen und internationalen Korruption, die das Land, wenn es so weitergeht, in die unrettbare Katastrophe stürzen wird.

Der Universitätscampus und der Zoo haben ein großes Schild am Haupttor stehen: Corruptionfree Zone!

Es sind bis dato die einzigen beiden Regionen, die ich als solche kennengelernt habe.

Vor dem Marktbummel durch Korogocho hatten wir sehr erfolgreich an der großen Kampfszene, an deren Ende Romeo fliehen muss, gearbeitet. Alle haben mittlerweile die richtige Energie, Kraft und Einstellung. Die Stimme sitzt gut, die Sätze haben Kontur und werden gedacht, das Englisch ist deutlich und pronunziert. Es ist eine große Freude zu sehen, dass alles, was wir bis jetzt besprochen und geübt hatten, wächst und gedeiht. Die Szene ist schwierig, sie kombiniert körperliche Aktionen, tänzerische Bewegungen, schnelles Sprechen und zielstrebige Textanschlüsse, solche Szenen müssen oft wiederholt und bis zur schlafwandlerischen Perfektion geübt werden. Die Entscheidung, neue Szenen zu erarbeiten oder die fertig organisierten zu wiederholen, stellt mich momentan täglich vor ein Problem. Von den großen Szenen fehlt nur noch der Eröffnungsdiallog zwischen Romeo und Benvolio, dann haben wir die sieben Hauptszenen: Balkonszene, die beiden Kampfszenen, besagte große Dialogszene, die beiden neu geschriebenen Dialogszenen zwischen Hermia und Helena und zwischen der Amme und The Old Women und die Szene in der Gruft on Stage. Das ist ein großer Schritt nach vorne, trotzdem fehlen noch einige kleinere und kleine Szenen und die Choreographien mit den Kindern. Aber das Problem kennt jeder, der mit Theater zu tun hat: man lebt immer in dem Gefühl, nicht fertig werden zu können.

Nach der gelungenen Probe werden Patrick und ich von Pastor Idaki abgeholt. Dieser Markt, erklärt er, ist fest im Besitz der Kukuyus, während des Bürgerkriegs durfte dort kein Luo einkaufen, er musste versuchen, einen befreundeten Kukuyu zu schicken oder er musste weit weg in einen andern Bezirk gehen. Ohne historischen Überblick ist der Bürgerkrieg zwischen den Kukuyus und den Luos nicht objektiv zu verstehen. Die Kukuyus haben die meisten der wichtigen Ämter inne und sind die vorherrschende Bevölkerung in Kenia. Vor der Wahl hatten beide Präsidentschaftskandidaten erklärt, dass sie nur durch einen Wahlbetrug verlieren könnten und nach der Wahl kam es durch Ketten – sms zum bekannten gegenseitigen Gemetzel. Allerdings muss man sehen, dass die Kukuyus die erste Bevölkerungsgruppe war, die sich gegen die Kolonialmacht der Briten wehrte und hauptverantwortlich war für die Befreiung des Landes. Dadurch fühlen sie sich natürlich nicht ganz zu Unrecht als die rechtmäßigen Verwalter Kenias. Bereits 1918 hatten Kukuyu aus der Region um Nairobi und aus dem fruchtbaren Hochland Parteien gegründet, die 1919 Harry Thuku, der erste politische Held des modernen Kenia, zur East Africa Assotiation zusammenschloss. Auch im Mau-Mau – Aufstand Anfang der 50er Jahre spielten die Kukuyu die wichtigste Rolle. Dass der amtierende Präsident das Land in die Armut treibt, den Konflikt schürt und ausnützt, um von seinen Schwächen, seiner politischen Unfähigkeit und seinem kontinuierlichen Amtsmissbrauch abzulenken, anstatt die sozialen Unterschiede der Völker Kenias aufzuheben und das Völkergemisch zu stabilisieren erinnert an das postkommunistische Jugoslawien und macht Kenia zu einer tickenden Zeitbombe. Je länger dieses einstmals fruchtbare Land in Korruption und Armut versinkt, je länger in weiten Teilen des Landes Ackerbau und Viehzucht zerstört und der Boden ausgelaugt und verwüstet wird, je länger die Regierung über ihre eigene Zukunft anstatt über die Zukunft ihrer Bevölkerung nachdenkt, umso größer wird die Verzweiflung der Menschen, die Lethargie und der Hass. Und dieser fördert den Zulauf zu radikalen Gruppierungen als einzige Möglichkeit, aus dem ewig nach unten ziehenden Kreislauf aus Landfluch, Verarmung, Übervölkerung der Slumgebiete, Prostitution, Gewalt, Aids, Alkohol und billige tödliche Drogen. Eine neue Statistik besagt, dass die Attraktionen für den Tourismus, von dem Kenia zu einem nicht unwesentlichen Teil lebt, in einigen Jahren ausgerottet und zerstört sein wird, wenn nichts unternommen wird. Die politische Lethargie, der parlamentarische Realitätsverlust, das internationale Desinteresse sind die Hauptursachen der afrikanischen Selbstvernichtung. Allerdings fragt man sich, wie ein Europa, das jede politische Werteskala

verloren hat, Vorbild oder gar Hilfesteller sein kann, wer überhaupt noch in der Lage ist, das internationale politische Versagen zu verhindern. Alleine der politische Weg des ehemaligen deutschen Außenministers Fischer demonstriert klar und für jeden nachvollziehbar, wie vollkommen unproblematisch jeglicher Haltungsverlust in der heutigen Zeit sein kann. Wer, außer man selbst, sollte da aktiv werden könne, auf wen mag man sich unter solchen Umständen noch verlassen?

Nach der Wanderung durch Korrogocho, die sich mir anders eingeprägt hat als vor zwei Wochen, trinke ich mit Patrick noch unsere traditionellen Nachmittagskaffees. „Diese Theaterarbeit ist schon deswegen so wichtig“ sagte er, „weil sie viele Jugendliche von der Straße wegholt, ihnen eine Aufgabe gibt, an der sie wachsen können und ihnen eine erweiterte Weltsicht bietet, die sie offener und aktiver machen kann.“ Wie wahr! Joshua Sobol hatte mit einem Palästinenser gemeinsam ein Israelisch - Palästinensisches Theater geleitet. Mit großem Erfolg. Dem Theater wurden die Subventionen gestrichen, da die Israelische Regierung nicht wollte, dass in der Öffentlichkeit deutlich wird, dass die beiden Völker eigentlich auch zusammen leben könnten. – Wir leben in einer seltsamen Welt!

Zum Abschluss des heutigen Tages ein sehr berührendes Poem von Patrick, meinem wunderbaren Assistenten:

THE WOOD CARVER

The cows moo in their byre
To be milked as the sun slowly
Goes to sleep
The birds flock my wheat farm
With nobody to chase them away
The calves jump up and down enjoying
The cold of the dusk

The sound of my adze and the twittering
Crickets join in my song
As I carve my late wife
I remember the long distances I went
Looking for a precious hardwood
When I look at the grave tears flow
Down my cheeks
What do the ancestors owe me?
I did not take her to the medicine man
Mutumia wa Ngondu

I heard of the original sin
We both soared tears for one another
To shed when one of us died
But who was the first?
I shed the tears I spared for her

Now she is dead.
Not a single cry of a toddler can be heard
From my hut

I will carve her figure
Her lips were as red as the honey
Harvester's splint
Her chest resembled the Mbooni Hills
Where our ancestors appeared from
Her teeth were as white as the milk
That my grandfather spit on my chest
To bless my work of wood carving

By Patrick Mulwa, 2006

In meiner Wohnung riecht es wie in einem Wiener Wirtshaus. Ich koche Gulasch für 30 Personen...
25. + 26. 4.

Jambo!

Es ist Sonntagabend, ich sitze in meinem Lehnstuhl, den Laptop auf den Knien und habe gute Laune.

Gestern waren wir um Zehn Uhr morgens im Theater verabredet, ich kam pünktlich mit Patrik, dem Gaskocher und der Zwiebelpampe, die anderen mit sechs Kilo Rindfleisch und fünf Kilo Kartoffel waren schon da! Während wir die Kartoffel schälten und das köstliche Fleisch in Würfel schnitten hatte ich plötzlich eine Vision: man könnte in den großen Nebenräumen des Theaters ein Restaurant aufmachen, die Kids der Theatertruppe kochen mit verschiedenen Profis im Turnus und haben nach drei Jahren eine Ausbildung, einige Stücke gespielt und mit ihrer Arbeit Geld verdient. Ich bin nicht ganz sicher was ich von der Idee halten soll aber ich habe sie noch nicht gleich wieder verworfen. Das Radio schepperte und plärrte verzweifelt, es hätte so gerne Musik gespielt, aber die Antenne war nicht mit dem Gerät verbunden, etwas war abgeschmort, ich habe keine Ahnung von Radios, wundere mich aber, dass dieses kleine Gerät, das aussieht wie eine alte Werkzeugkiste die unter den Zug gekommen ist, überhaupt Geräusche von sich gibt. Durch das Fenster taumelte die verschlafene fröhliche Mikrofonstimme eines Moderators, der Menschen unterhalten sollte damit sie beim nächsten Mal zur Wahl gehen, ein paar Fliegen wunderten sich über den neuen Duft von rotem Paprika und meine Süßen saßen im Kreis, hatten Spaß und schnatterten beim Kochen wie eine Schar Gänse. Es war berührend zu sehen, wie fröhlich diese jungen Menschen sein können, wie gerne sie bereit sind, ihr Schicksal anzunehmen und an eine Zukunft zu glauben, die in diesen Gebieten selten vorbeikommt. Um kurz nach zwei waren die Lehrer da, sie hatten bis 14h unterrichtet und waren dann hurtig zum Gulasch geeilt, die Theaterhalle war von meinen Theater spielenden Gastronomen wunderschön gedeckt worden, Plastiktische mit je vier Stühlen darum herum waren im Kreis eingerichtet und vermittelten das Bild einer italienischen Vorstadt - Trattoria, der Duft von indischen Räucherstäbchen mischten sich mit dem des ungarischen Gulaschs und des afrikanischen Maiskuchens, ein internationales Friedensmahl. Wir setzten uns zu Tisch und verspeisten in knapp einer halben Stunde fünfzehn Kilo Essen - Fleisch, Kartoffel, Zwiebel, Maiskuchen und Fladenbrot. Laut Teller waren wir 29 Personen gewesen, das sind dann also etwas mehr als ein halbes Kilo pro Person. Erwähnen muss ich noch, dass ein Essen ohne Maiskuchen oder Fladenbrot für den Afrikaner keines ist. Und das sind nicht meine Worte, sondern das ist O-Ton Shado, alias Tybalt. Und drum hat er auch das Maismehl mitgebracht und gerührt, denn sonst gibt es kein Besteck und es schmeckt nicht afrikanisch und überhaupt. Die Polenta ist, wie schon erwähnt, das Esswerkzeug und die Basis jeden kenianischen Essens, egal ob es Kartoffel, Nudeln, oder Reis dazugibt. So ähnlich verhält es sich bei den Bayern mit dem Knödel. Er hat auch nichts dagegen, wenn es was Außergewöhnliches zum Essen gibt, solange der Schweinsbraten mit dem

Knödel dabei ist. Das andere kann man dann ja immer noch stehen lassen zur Not. Bei uns wurde gar nichts stehen gelassen und es hat allen geschmeckt.

Nach dem ausführliche Abwaschen bin ich nachhause gegangen und habe mich ins Bett gelegt. Das Gulasch hat mich an zuhause erinnert und ich spürte, dass ich mich auf Europa freue, auf ein Bier am Balkon und einen Spaziergang bei Nacht und auf die Produktion Maximilian die in zwei Wochen losgeht und die von zwei Südafrikanern geschrieben wurde und auf die lieben Menschen die mit mir dieses Werk in Kärnten auf die Bühne wuchten werden und auf die Produktion Shilla in seiner Geburtsstadt Marbach und auf Paris und überhaupt auf alles was grad kommt und dass ich gleichermaßen auch sehr traurig sein werde wenn ich hier aufbreche in zwei Wochen und dass ich wiederkommen muss weil es gar nicht anders geht, weil schon so viel passiert ist und die Menschen hier damit rechnen dass ich weitermache und das hat mich alles so gefreut und verwirrt und aufgewühlt, dass ich einen Text über die Liebe für das Musical geschrieben und einen Zitronengrasteer getrunken und die Augen geschlossen habe und wahrscheinlich schon eingeschlafen war, als ich noch über mein Tagebuch nachdachte, so müde war ich gewesen, gestern, nach dem ersten Gulasch im Hope Theatre in Nairobi.

Und heute bin ich zu meinen lieben Schwestern zum Lunch gegangen und habe mich anschließend noch mit Schwester Lydia über Fördermodelle und sinnvolle Hilfe in Slums unterhalten und festgestellt, dass wir beide derselben Meinung sind, dass es nämlich besser sei, weniger Menschen eine gute und sichere Zukunft zu ermöglichen, als vielen ein bisschen was anzubieten wodurch eigentlich gar nichts wirklich verändert werden kann. Es gibt viel zu viele Menschen für viel zu wenige Arbeitsplätze, eine Chance hat also nur, wer eine solide Ausbildung vorweisen kann. Natürlich ist es ein Zufall, dass ich jetzt hier in diesem Slumgebiet tätig bin und diese Jugendlichen fördere und für die Schulen von *Hands of Care and Hope* arbeite. Ich könnte genau so gut in Mathare Valley Schulen bauen, oder in Uganda Aidskranken helfen, oder den Kriegswaisen im Kongo und so weiter, aber diese Gedanken führen nirgends hin. Meine Hoffnung ist, dass sich solche Initiativen rumsprechen und dadurch auch andere Menschen darüber nachdenken, ob sie nicht in der Lage wären, kleine, gezielte Hilfsprojekte zu unterstützen oder aufzubauen. Die konzentrierte Arbeit in überschaubarem Rahmen ist die, welche am meisten Ergebnisse bringt. Es ist sinnvoller, den Berg zu besteigen den man vor der Nase hat als darüber nachzudenken, wie man einen anderen erklimmen würde, käme man erstmal dorthin.

Den Nachmittag verbrachte ich im Nationalmuseum und habe die Wiege der Menschheit betrachtet. Es war faszinierend zu sehen, was die Geschichte, was die Entwicklung alles unternommen hat, damit wir überleben und unsere Lebenssituation verbessern können. Was ist mit dem Menschen passiert, dass er plötzlich damit begonnen hat, sein Umfeld, seine Grundlage, sich selbst in Grund und Boden zu stampfen und zu vernichten? Das Museum ist ein schöner ruhiger ausgeglichener Bau, eine Mischung aus afrikanischer Zeltbauweise und klassizistischem Palais, mit vielen tollen Exponaten und Objekten. Draußen spielte eine Trommelcombo für die Besucher und Touristen, hauptsächlich Araberfamilien. Ich saß in dem poetisch angelegten, friedlichen Garten, lauschte der Musik und den Vögeln, sah in die Weite des afrikanischen Waldes, der an das Areal grenzt und wurde, wie jeden Sonntag, sehr ruhig und entspannt und eins mit der Natur. Um halb sieben ging ich dann zurück zur Busstation und ich wollte noch in die City um Tee und ein paar Kleinigkeiten zu besorgen, als uns Menschen mit Tüchern vorm Gesicht entgegen eilten. Die Sonntagsmenschen, die mit mir den gleichen Weg hatten drehten sofort um und eilten zurück, und dann spürten wir es auch, das Tränengas, das aus der Innenstadt durch die Strassen zu uns herunter drang. Ich drehte um und lief zum Bus und hinein und nichts wie weg! Der Bus war sehr überfüllt, da ich nicht der einzige war der so dachte: was immer auch da gerade passiert, es scheint wohl besser nicht dabei zu sein. Und so bleibt mein Leben hier wie jeden Tag bis zum Schluss aufregend. Eben noch die Stille

des Museums genossen, und darüber nachgedacht was man tun müsste, damit die Menschen etwas mehr Liebe zu sich und ihrer Geschichte entwickeln könnten und schon läuft man vom Tränengas davon.

Zuhause habe ich erst einmal ausführlich geduscht und mich dann zum Tagebuch gesetzt. Und hier wäre es! Wieder ein Tag, an dem ich weiter auf dem Floß der vielen Fragen durch die Flüsse des Lebens schippere, teils langsam treibend, teils heftig beschleunigt, aber immer voran und den Strom entlang.

Zufriedene müde Wochenendgrüße, Euer Stephan

27. 4.

Montag. Montagsprobe. Ich erwache um halb acht, eine viertel Stunde vor dem Wecker. In koche Tee, schalte den Laptop an, putze die Zähne, der Himmel ist grau, an den Fenstern erkenne ich, dass es in der Nacht wieder geregnet hatte, ich schalte das Licht an was ich sonst am Morgen lasse, diese Energiesparlampen erzeugen ein entsetzliches Licht, in Europa werden sie Pflicht. Was deren Lobby für diese Birnen wohl hat bezahlen müssen? Die Politiker haben sich sicherlich tausende Glühbirnen gebunkert, bevor sie den Vertrag unterzeichnet haben. Ich tippe die Bühnenverträge für die beiden Musiker und maile sie ins Büro, esse ein Stück Toast und trinke meinen Kenia – Schwarztee. Kenia ist eines der drei größten Exportländer für Schwarztee der Welt. Um 8 Uhr 15 verlasse ich die Wohnung. Vor der Haustüre weht die feuchte Luft wie ein graues Seidentuch, das aus der Waschmaschine zum Trocknen aufgehängt wurde. Ich stapfe durch den Gatsch zum Office. Dort ist eine Stimmung wie in einem Wiener Cafehaus Ende Oktober. Frierend lehnt man an der farblosen Unbarmherzigkeit des Tages. Ich kopiere die Seiten, die mir Dorcas freundlicherweise schon ausgedruckt hatte und verteile sie unter den Lehrern, die Probenplan und neue Szenen in den Schulen verteilen werden.

In Gummistiefel und mit Regenjacke eile ich ins Theater. Pünktlich um Zehn beginnt es wieder heftig zu regnen, und ich erhalte ein sms von Naomi, meiner Julia und Lehrerin in Madoya, „dass sie mit den Kindern unterwegs sei, sich aber gerade hätte unterstellen müssen.“ Der Regen prasselt auf das Blechdach und man versteht kein Wort. „Die Menschen sind froh über den Regen,“ erklärt Jane nachdem der Regen wieder etwas nachgelassen hat, „ sie haben jetzt zum dritten Mal die Saat ausgebracht, zweimal ist die Ernte schon vertrocknet, ein drittes Mal hätte zur Katastrophe geführt. Früher gab es in Kenia drei längere Regenperioden: eine im April, eine im August und eine im Dezember. Jetzt regnet es oft nur mehr einmal im Jahr, in manchen Gebieten hat es seit zwei Jahren keinen Tropfen Wasser gegeben. Die Flüsse trocknen aus, die Bäume sterben ab, das Land versteppt. Die Bauern können ihre Felder nicht mehr bestellen, da es kein Wasser mehr gibt und ziehen in die Städte, vor allem nach Nairobi. Hier gibt es wenigstens noch billige Märkte mit Produktion aus den Regionen, die funktionieren. Aber dann merken die Menschen, dass sie kein Geld verdienen können, hier in der Stadt, da schon alle Plätze mehrfach belegt sind, dann beginnt der Kreislauf des Elends. Man hat zu viele Wälder gerodet. In ganz Ostafrika bleibt der Regen aus. Unser Kenia geht kaputt.“ Dazu habe ich einen Bericht in der Zeitung gelesen, wonach die verzweifelten Menschen, da sie am Verhungern sind, die Nationalparks plündern, teilweise für organisiert operierende Banden. Hier ein Ausschnitt:

“The Maasai Mara, one of the world’s most visited wildlife sanctuaries, has lost almost all its giraffes, warthogs, impala and hartebeest in the last 15 years. Researchers at the International Livestock Research Institute say in a new study that the phenomenon could herald disaster for the local tourism industry.

Published in the British Journal of Zoology, the study says losses were as high as 95 per cent for giraffes, 80 per cent for warthogs, 76 per cent for hartebeest and 67 per cent for impala. "The situation we documented paints a bleak picture and requires urgent and decisive action if we want to save this treasure," said Joseph Ogutu, the lead author of the study and a statistical ecologist at ILRI."

Gegen elf und nach einem weiteren heftigen Regenschauer kamen etwa 60 durchnässte und staunende Kinder im Theater an. Die Kinder hatte ich schon in kleineren Gruppen vorbereitet, aber jetzt waren sie das erste Mal alle beisammen und sehr aufgeregt, denn es begann ihre erste Theaterprobe. Ich bemühte mich, ihnen jegliche Angst zu nehmen, trug sie herum, stellte sie auf die Bühne, spielte mit ihnen, äffte sie nach, unterhielt sie mit ein paar kurzen Clownsnummern. Bald waren wir alle in sehr ausgelassener Stimmung, alles dampfte, ich war nach wenigen Minuten von oben bis unten nass und dreckig und roch wie ein Schaf, das seit Wochen im Regen gestanden hatte. Wie nebenbei positionierte ich die Kinder für den Eröffnungstext, entwickelte ein Guten -Morgen-Lied und probten die ersten beiden Szenen: diese sechzig jungen Schüler werden unseren Theaterabend eröffnen.

Nach dem Mittagessen kamen Romeo und Julia zur Probe. Ich hatte mir für die Ballszene bei den Capulets eine Choreographie für die beiden ausgedacht, die ich ihnen vorstellen und mit ihnen erarbeiten wollte, einen etwas anzüglichen Renaissance – Schreittanz. Die Choreographie erwies sich schwieriger, als ich gedacht hatte, denn die beiden hatten große Schwierigkeiten, sich anzugreifen. Die Schamgrenze ist bei Afrikanern viel schneller erreicht als bei Europäern, auch wenn die Pornoindustrie uns das Gegenteil einreden möchte. Die Gesellschaft ist anders strukturiert und das Private ausschließlich privat. Und Berührung, Liebe und Sexualität sind strikt Privatsache. Die Armut treibt viele in die Prostitution, aber die Freizügigkeit wie wir sie gewohnt sind ist in Afrika undenkbar. Die Scham ist sehr hoch, das ist auch mit ein Grund für die rasche Ausbreitung von Aids, die Menschen wollen nicht zugeben, dass sie sich verkaufen, oder dass sie bei einer Nutte waren, man versucht, bei aller Armut und Verzweiflung, ein moralisches, den gesellschaftlichen Normen entsprechendes Leben zu führen und wenn es nicht gelingt, dann soll es zumindest niemand wissen. Die Frage, ob Kondom oder nicht, ist also ohnehin die falsche Frage. Die Prostitution würde in dem Ausmaß gar nicht existieren, wenn die Frauen andere Einnahmequellen hätten. Aber so lange große Hotels und Hotelketten junge Mädchen um einen Minimallohn anstellen mit der Auflage, sich an Touristen zu verkaufen und solange diese Mädchen keine andere Wahl haben, als diese Stellen anzunehmen und solange die Europäer skrupellos nach Afrika fliegen um Sex mit jungen Schwarzen zu haben und solange alle hier in unserem moralischen Europa so tun, als würden sie nicht wissen was in Afrika eigentlich los ist, solange wird sich nichts ändern und die Krankheit wird sich immer weiter ausbreiten und man wird die Menschen zugrunde gehen lassen, weil es eben Neger sind.

Um 19 Uhr kommt Carter zum Abendessen. Er sollte, wenn ich Geld aufstelle, die von mir begonnen Theaterarbeit bis zu meiner Wiederkehr im Januar weiterführen. Wir essen Rindfleisch in Senfhonigsoße und entwickeln verschiedene Modelle. Er lebt nur zehn Minuten von meiner Wohnung entfernt, ist ganz passabel im Geschäft und will den Jugendlichen etwas zurückgeben. „Die meisten meiner Freunde aus der Schulzeit sind tot, erschossen, erschlagen oder verhungert. Ich gehöre zu denen die Glück hatten. Ich möchte anderen etwas von meinem Glück weitergeben.“ Vor einem Jahr haben sich hier die Menschen gegenseitig abgeschlachtet und viele sind nicht mehr normal seither. Sie töten für ein paar Tausender, ihnen ist alles egal. Sie mussten vielleicht mit anhören, wie eine Blechwand entfernt eine Familie ausgerottet wurde., oder sie kamen nach Hause und die Eltern lagen in ihrem Blut. Innerhalb von Tagen war das Leben nichts mehr wert, das verändert die Psyche. „Wir müssen die Jugendlichen von der Straße kriegen, sonst laufen sie zu den

Radikalen, oder sie trinken sich tot oder sie warten, bis sie sterben, einfach so,“ sagt Carter während wir essen. Genau dasselbe hatten Pastor Idaki gesagt, mein Assistent Patrick, Schwester Lydia, die Studie, die sie in Auftrag gegeben hatte. Wenn es denn aber so einfach ist, warum laufen die vielen wichtigen ausgebildeten Anzugmenschen großer internationaler Hilfsorganisation durch die reiche City und halten Konferenzen ab und diskutieren und verfassen Statistiken und trinken Champagner an den Hoteltheken und überprüfen, was getan werden könnte, anstatt Schulen zu bauen, in denen die ärmsten Kinder kostenlos lernen können? Es gäbe genug ausgebildete Sozialarbeiter und Lehrer, die bekämen dann einen guten und wichtigen und zielführenden Job. Und könnten dann mit dem Geld, das sie verdienen, andere Menschen in den Slums unterstützen, ganz selbstverständlich wäre das, wenn man die Infrastruktur fördern würde, die Bildung, das Berufsleben. Wenn die jungen Menschen nichts zu tun bekommen, dann werden sie zur Gefahr, das haben wir ja schon im neuen Deutschland erfahren, wie schnell das geht, wenn man Jugendlichen ihre Würde und ihre Zukunft nimmt. Europa wird, wenn das so weitergeht an seiner eigenen Verbeamtung zugrunde gehen. Aber warum muss diese Verfettung auch nach Afrika geliefert werden? Als hätten die nicht schon genug Probleme! Die deutsche Geschichte ist, wie der Name schon sagt, Geschichte, da kann man klug daherreden wie man alles besser gemacht hätte und aus ihr lernen, wenn man will. Die deutsche Gegenwart aber ist nicht Geschichte, jedenfalls noch nicht. Und die Gegenwart Kenias ist auch nicht Geschichte. Man muss etwas tun, und man kann was tun. Ein neues Gemetzel kann verhindert werden. Aber sicher ist das nicht. Die Menschen in Kenia brauchen sinnvolle Hilfe und kein Geschwätz. Solange wir mehr haben als andere sollten wir ein klein wenig davon abgeben. Denn die Erde ist rund.

In diesem Sinne, kuonane kecho, Stephan

28. 4.

Heute am Nachmittag habe ich einen echten authentischen Straßenräuber kennengelernt. Er hatte mich letzte Woche angesprochen und gefragt, was das für ein Theater sei, für das ich arbeite. Wir haben dann auf der Strasse ein wenig geplaudert und uns für heute nach der Probe in der Mission verabredet, denn da arbeitet er jetzt. Er brachte mir ein Video mit von der Produktion mit, in der er gespielt hatte, *The Black Pinocchio*, ich hatte von dem Projekt gehört. Er war ein echter Straßenräuber gewesen, mit Drogenhandel, Messer und Gefängnis. Schwester Lucy, die mit seiner Mutter bekannt ist, hatte sich seiner nach dem zweiten Gefängnisaufenthalt angenommen und jetzt arbeitet er in der Mission, absolviert zudem eine Tischlerlehre und einen Kurs für Drogenprävention. Er will anderen helfen, sagt er. Die Straßenräuber sind organisiert wie eine Großfamilie früher auf dem Land: es gibt den Boss, meistens der Älteste oder der Erfolgreichste, und seine Stellvertreter. Diese kommen dann zum Zug, wenn der Boss eingesperrt oder erschossen wurde. Die Bande versucht, Kinder für das Bandenleben zu begeistern und auszubilden. Kindern geht es sehr gut in den Räuberfamilien, denn sie sind wichtig und sollen dabei bleiben. Kinder, die abhauen, sind gefährlich, denn sie plaudern aus. Permanent kontrollieren kann man sie nicht, also muss man ihnen ein gutes Leben schaffen, dann gehen sie nicht mehr weg. Drogen sind wichtig für die gute Laune und ausreichend zu essen. Er ist nicht mehr bei der Bande, aber seine beiden Brüder schon. Sie wissen, dass es sie jeden Tag treffen kann, jeder weiß das. Als er schon halb draußen war aus dem Geschäft, wurde er für die Produktion *The Black Pinocchio* gecastet und war mit der Show auf Tournee, er kam bis Südafrika und Italien und hatte großen Spaß dabei. Auf meine Frage, warum er dann wieder aufgehört habe antwortete er, dass er so wenig Geld verdient hätte, dass er nicht mehr mitmachen wollte. Denn obwohl die Produktion so erfolgreich gewesen wäre, hätte die Schauspieler und die Techniker sehr wenig verdient. „Nur die Manager haben vom Gewinn profitiert, wir mussten ständig dankbar sein, dass man uns aus dem Dreck geholt hat und dass wir was zum Essen und eine Ausbildung bekommen haben. Aber es war ja keine richtige Ausbildung,

wir haben ja kein Zeugnis bekommen für unsere Theaterarbeit. In Wirklichkeit wurden wir ausgenutzt, denn die Produktion lebte gut davon, dass wir Verbrecher aus den Slums waren, das konnte man gut verkaufen.“ Danach sei er wieder zu den Räufern zurück bis er zum zweiten Mal verhaftet wurde. Da kam Schwester Lucy und hat ihm wahrscheinlich das Leben gerettet. Vom Heroin ist er weg. Vom Klebstoff Schnüffeln auch.

So ähnlich hatte das gestern Carter auch berichtet, die Produzenten verdienen hier sehr viel Geld, die Schauspieler können kaum davon leben. Darum machen immer weniger Theater und schauen, dass sie zum Fernsehen kommen oder sie hören überhaupt auf mit dem Beruf, weil es ohnehin keinen Sinn hat. Ich spüre, wie ich wieder einen Hass bekomme auf diese Kulturkolonialisten, die einfach alles verwenden für ihren ganz persönlichen Erfolg und Reichtum und die sich gegenseitig die Jobs zuschanzen und sich benehmen wie die Bankmanager und dabei so tun, als ginge es ihnen um die Kunst und um die Menschen. Die Künstler von „Afrika, Afrika“ waren mutig genug und haben endlich einmal geklagt, weil sie so schlecht bezahlt wurden, und damit das Thema öffentlich gemacht, aber die Manager verdienen gut und bereiten schon wieder die nächste Sensation vor. Brecht, dessen Oberlehrer – Stücke ich eigentlich gar nicht mag, hat gesagt, dass die Bankdirektoren die wirklichen Kriminellen wären. Da hat er nicht unrecht: wer sich an anderen bereichert, ist ein Dieb. Das gilt auch bei kultureller und sozialer Ausbeutung von Können, Erfahrung, Leid und Geschichte.

Mein Leben hier ist eine psychische Berg-und-Tal – Fahrt, manchmal sitze ich da, in meiner kleinen afrikanischen Wohnung und weiß nicht, wie ich das alles hinkriegen soll, verliere den Mut und jegliche Hoffnung. Ich kenne die richtigen Menschen nicht, die mir weiterhelfen können, ich weiß aus eigener Erfahrung, dass Erfolg nicht gleich Gewinn ist, ich bin ein Einzelkämpfer in einem globalen Spiel, in dem es um Marktwerte geht. Jeder verkauft seine Konzepte mit perfekten Slogans, ich stelle zu viele Fragen, denke zu komplex für das Business und meine Ideen sind nicht dazu gemacht, gewinnbringend vermarktet werden zu können. Ich will armen Kindern helfen, und zwar derart, dass sie aufhören, arme Kinder zu sein. Wenn ich diese riesigen Jeeps durch die Hoppelstrassen fahren sehe, auf der Kofferraumtüre steht groß irgendein humaner Spruch, dann bin ich froh, nicht dazuzugehören, sondern zu Fuß durch die Slums zu gehen und nach Fäulnis zu stinken, das Leben mitzukriegen und die Menschen und zu beginnen, sie zu verstehen. Denn ich bin unter ihnen, lebe mit ihnen, ich bin einer von ihnen, spreche mit ihnen und lerne sie kennen. Ich würde mich schämen, mit so einem weißen Jeep durch die Slums zu fahren und durch die getönte Fensterscheibe arme Menschen anzuschauen, mir dabei toll vorzukommen, weil ich was Menschliches tue, was, das weiß ich nicht so genau. Aber weil ich nicht zu den Menschen hinter den getönten Scheiben gehöre, sondern zu jenen vor den getönten Scheiben, habe ich natürlich auch keinen Zutritt bei den maßgeblichen Stellen, denn die merken das sofort, die riechen das, auf welcher Seite man sich befindet und so werde ich nicht genug Geld aufstellen für die Arbeit hier. Scheiße. Ich muss was ändern, ich muss mich ändern, aber was und wie?

Die Proben waren toll heute, überhaupt war der Tag wunderbar und jetzt sitze ich hier und habe schlechte Laune und ärgere mich über meine schlechte Laune, aber mir fällt nichts ein, was meine Laune verbessern könnte, bis mir plötzlich einfällt, dass ich mein Tagebuch vorlesen könnte, also Auszüge davon, dass ich Lesereisen unternehmen könnte, um Geld zu sammeln und da geht es mir plötzlich wieder viel besser und ich stelle mir vor, wie ich die Intendanten anschreibe und ihnen vorschlage – nicht bevor ich sie beruhigt habe, dass ich nicht um einen Job bitte sondern im Gegenteil, ihnen etwas anbieten möchte – und ihnen also vorschlage, dass ich bei ihnen aus meinem Tagebuch vorlesen könnte, denn Afrika sei ein spannendes Thema und man wäre mit dieser Veranstaltung, die nichts koste, bei jenen, die etwas für Slumkinder täten, und das will ja doch eigentlich jeder, irgendwie, oder?

Bis morgen, s

29. 4.

Die Arbeit mit den Kindern läuft beglückend, für beide Seiten. Sie sind, wie man so sagt, Verstoßene, ohne Familie, ohne Zuhause, sie werden beschimpft und verjagt, sie sind alle irgendwie gestört, aber rührend, und haben eine große Freude, wenn man sich mit ihnen beschäftigt, wenn man sie lobt, weil sie etwas richtig machen, wenn man sie ernst nimmt wie ganz normale Menschen. Manche begrüßen mich bereits mit Handschlag, andere zucken noch immer zusammen, wenn ich mich schnell umdrehe oder eine heftige Szene vorspiele. Ich bemühe mich um intensiven Körperkontakt, denn die meisten kennen Berührung nur vom Geschlagenwerden. Ich nehme sie in den Arm, hebe sie auf die Bühne, mache den Papi und die Mutti und eröffne eine andere Welt für sie. Ich habe größten Respekt vor allen ihren Lehrern, denn sie haben einen schweren Job. Diese Kinder leben in den Müllhalden, auf den Straßen, sie werden auch von den Kindern beschimpft, von den Kindern mit Schuluniform, von denen, die ein Elternhaus haben. Auch in den Slums gibt es Unterschiede. Es gibt die, die für nichts gut sind, so werden sie von den anderen genannt, die Diebe, Mörder, Taugenichts, jene also die stinken und keine Wohnung haben und kein Einkommen. Meine Kinder sind die allerunterste soziale Schicht, also die unter jeder sozialen Schicht, sie sind intelligent, weil sie überleben müssen, aber sie kennen das Leben nur von der Seite des Kampfes. Es ist ein Wunder für diese Kinder, dass ein großer weißer Mann kommt und sie in den Arm nimmt. Auch wenn ich nach jeder Probe rieche wie ein ungereinigter Ziegenstall, ich bin froh und habe die tägliche Bestätigung, wie gut und richtig es ist, mit diesen Kindern zu arbeiten. Man sagt, dass Kinderaugen nicht lügen können. Wenn das stimmt, dann haben sich die Gedanken, dann hat sich das Weltbild dieser Kinder in den letzten Tage sehr positiv verändert. Durch mich, den Fremden aus Übersee, erfahren sie, dass es Sinn macht, in die Schule zu gehen, lesen und schreiben zu lernen, den Lehrern zu vertrauen und die Schule dem Bandenleben vorzuziehen. In solchen Glücksmomenten bekomme ich manchmal zuhause, wenn ich alleine in meiner Wohnung sitze und über meine Erlebnisse hier nachdenke oder berichte, einen Hass auf Leute, die diese Armut, das Leid und das Schicksal solcher Menschen für ihre Karriere und ihren Profit verwenden. Aber kaum gehe ich durch die Straßen, stürze ich mich ins Leben, in die Arbeit, ist mir die globale Ungerechtigkeit schnell wieder egal und ich kümmere mich um meine Arbeit.

Es ist psychisch sehr belastend, täglich Armut zu sehen, täglich damit rechnen zu müssen hinter einer Ecke eine über den Schädel zu bekommen, auf den Proben die ganze Kraft einzusetzen, um diesen Menschen den Glauben an sich zurückzugeben und dann alleine zuhause zu sitzen mit brennenden Augen, weil im Treppenhaus gerade wieder üppig mit feuchter Holzkohle gekocht wird und immer öfter zu husten, weil die giftigen Dämpfe der Schwelbrände auf den Müllhalden auch vor europäischen Bronchien nicht halt machen. Das zehrt an den Nerven, das kostet Kraft, da helfen positive Nachrichten, da erschöpfen einen die negativen. Gestern hatte ich mit dem engagierten Kulturmanager von Bayer telefoniert, um den Termin für meine Aufführung des Monologes „Fritz Lang – Die Entscheidung“ nach einem Roman von Agnès Michaux zu fixieren und ein sehr freundliches Mail vom Goetheinstitut in Nairobi bekommen, und war glücklich und zuversichtlich, heute habe ich von den Musikern erfahren, dass sie nächste Woche gar nicht proben können und jetzt sitze ich in meiner Klause und bin mir nicht ganz sicher, ob die spinnen oder ich. Sie sind die einzigen zwei Mitwirkenden, die Geld bekommen und dann sagen sie mir heute plötzlich, dass sie nächste Woche in die Schule müssen und ich glaubte erst, das sei ein Witz, war es aber nicht. Ich habe also Carter angerufen und ihm gesagt, dass die beiden, obwohl wir gemeinsam, also mit Carter und Patrick und den beiden Musikern, alles sehr exakt besprochen und festgelegt hatten, nicht mehr proben könnten, aber gerne das Geld für die erste Probenwoche erhalten würden. Abgesehen davon, dass ich sauer bin und verstanden habe, dass mich die beiden ausgenützt haben und ihnen mein

Engagement vollkommen egal ist und ich sie eigentlich gar nicht mehr sehen möchte, abgesehen von meinen europäischen Emotionen würde ein Ausstieg der beiden bedeuten, dass die ganze letzte Probenwoche mehr oder weniger umsonst gewesen war und ich überdies neue Musiker suchen müsste.

Ich frage mich, worüber ich eigentlich so wütend bin? Darüber, dass Menschen jede Chance wahrnehmen müssen, Geld zu verdienen und die beiden genau wussten, dass sie den Job nicht bekommen hätten, wenn sie die Wahrheit gesagt hätten, darüber also, dass ich kurz vergessen habe, dass ich in der freien Wildbahn der Slums arbeite? Oder darüber, dass die beiden nicht gemerkt haben, dass ich ein ganz besonders lieber Weißer bin, zu dem man ganz besonders lieb sein muss? Und ich muss zugeben, dass ich mich eigentlich über mich selber ärgern müsste, denn ich habe mich wie in Europa benommen, nicht wie in Afrika. Schwester Lydia bezahlt die Lehrer nach Arbeitstagen am Ende des Monats, das wusste ich, wollte es besser machen, habe den Musikern vorgeschlagen, sie nach Wochen zu bezahlen, und wurde betrogen. Selber schuld! Die hier Lebenden sehen, dass sie zum Abschaum gehören, zum Müll, weil man zu ihnen nicht aussteigt, ihnen nicht die Hand gibt, sie nicht kennenlernen will. Warum sollten sie sich plötzlich anders benehmen? Es ist meine freie Entscheidung gewesen, hierher zu kommen und mich auf dieses Leben hier einzulassen, ich darf mich nicht wundern, dass die Leute hier so sind wie sie sind. Ich erinnere mich an die Fernsehaufnahmen aus den Waisenkindheimen in Rumänien kurz nach der Revolution gegen Ceaușescu. Da waren alle sehr betroffen und böse auf den schrecklichen Diktator und bald darauf war das Thema abgehakt und schon war man dagegen, dass Rumänien zur EU kommt, weil dann die bösen stinkenden armen Menschen zu uns in das reiche und geputzte Westeuropa kommen würden. Armut macht roh, davor fürchtet sich unsere Wohlstandsgesellschaft und mit dieser Angst kann man Wahlen gewinnen.

Hands of Care and Hope hat vier Mitarbeiter im Verwaltungsbereich, Schwester Lydia, die Sozialarbeiterin Jane, die Sekretärin Maryanne und die Organisationshilfe Dorcas. Diese vier Personen verwalten vier Schulen und ein Jugendzentrum mit insgesamt etwa 30 Lehrerinnen und Lehrern, 8 Köchinnen und knapp 900 Kindern. Die Kinder werden von den Straßen aufgelesen und erhalten eine den staatlichen Richtlinien entsprechende Schulbildung mit Abschluss, täglich zwei warme Mahlzeiten und Ferienbetreuung. Der Zustand der Familien oder Aufsichtsverwandten wird ständig von Jane und Dorcas kontrolliert, die Kinder sind also rundum versorgt. Nächstes Schuljahr wird es die erste Klasse sieben geben und übernächstes Jahr die erste achte Klasse und das Jahr darauf den ersten Schulabschluss der Slumschulen von Schwester Lydia. Am diesem Tag, wenn die ersten Müllkinder ein Abschlusszeugnis der Primary School in Händen halten, möchte ich unbedingt in Korogocho sein. Ab Januar 2010, also mit Beginn des nächsten Schuljahres werden es tausend Kinder sein, die in die 7 Klassen der Schulen von *Hands of Care and Hope* gehen, verwaltet von vier Frauen. Das ist eine andere Verhältniszahl, als in den Limousinenbetrieben, deren Helfer in teuren Hotels wohnen und in feinen Konferenzräumen tagen und, wo auf viele Mitarbeiter keine einzige Schule kommt.

Kann sein, dass meine leicht fiebrige Stimmung damit zu tun hat, dass mich die Arbeit mit den Kindern in ein neues Lebensgefühl manövriert hat und dass meine Erlebnisse im Verhältnis zum dem Afrikakitsch, dieser Betroffenheitspampe, die uns in Europa so gerne vorgelogen wird, besonders böse macht. Vielleicht hat es auch damit zu tun, dass ich nicht fassen kann, dass die Missionen in den Slums den Vorwurf bekommen, diese Kinder aufzupeppen, weil ohnehin nicht genug für alle da sei und dass die offizielle Seite, deren Konten in der Schweiz überquillen, schon deswegen gegen diese Missionen ist weil sie etwas bestätigen, was man so gerne nicht sehen will, dass hier Menschen auf einem Niveau leben, das in unserer westlichen Welt nicht einmal für Tiere zugelassen ist. Und dass dieses Elend, das es also offiziell nicht geben soll, erst wirklich plastisch

wird, wenn man es in Händen hält, in Form von kleinen, hilflosen Kindern, die Augen und Ohren und Nasen haben wie unsere Kinder auch und kleine süße Hände, mit denen sie bitten und schlagen, je nachdem.

Was mich immer wieder so nachdenklich macht ist der Umstand, dass sich in den letzten 4000 Jahren sehr viel Technisches verändert hat, die gesellschaftliche Struktur aber nicht. Es gibt nach wie vor die Sonnenkönige, die Mittelschicht, die sich in zwei Klassen teilt und den Abschaum – Sklaverei, Prostitution, chancenlose Armut. Wir wissen so viel über die Welt und hätten theoretisch genug von allen Grundlagen und trotzdem funktioniert ein respektvolles Zusammenleben einfach nicht. Im Österreichischen Wochenmagazin *der Falter* stand mal ein Bericht über Kinderpornographie in der Wiener Oberschicht. Erreichen konnte dieser Artikel gar nichts, weil bei den Kindesmisshandlungspartys ein paar Richter dabei waren und ein paar Anwälte. Die jungen Mädchen waren aus dem europäischen Osten. Man muss also gar nicht nach Afrika. Aber ich bin jetzt nunmal da, und ich gebe diesen Mädchen und Jungs, die erschrecken, wenn ich zu stürmisch bin, die Hand und streichle ihnen die fetten Haare aus dem Gesicht und umarme sie in ihren verdreckten Klamotten und spüre ihr Herz und ihren Atem. Und dass sie froh sind, ein Zuhause zu haben: ihre Schule, ihre Lehrerinnen und Lehrer, ihre Klassengemeinschaft. Man muss kein Held sein, um dieser Welt, ihren Bewohnern Respekt entgegenzubringen, es reicht, wenn man sich ein wenig bemüht, kein skrupelloses Arschloch zu sein.

In diesem Sinne, einen sehr herzlichen Gruß aus dem Kontinent der vielen Gefühle, Euer Stephan

30. 4.

Einen schönen guten Abend aus meiner Wohnung mitten in Kariobangi mitten in den Slums von Nairobi. Es ist 22 Uhr Lokalzeit, also 21 Uhr in Mitteleuropa. Ich sitze an meinem Ess / Arbeitstisch, den Computer auf dem Schoß, Kamillentee in der Tasse und Brille auf der Nase. Hinter den Brillen kämpfen die Augen damit, offen zu bleiben. Ich werde nur ein kurzes Eintragerl machen und mich dann zur Ruhe begeben. Morgen steht die große Szene zwischen Romeo und Benvolio auf dem Probenplan und dann sind wir durchs Stück durch und ich erlebe mein letztes Wochenende hier in meiner afrikanischen Wahlheimat. Vor einem Monat habe ich Deutschland verlassen und in zwei Wochen werde ich Kenia schon wieder verlassen haben und in Österreich mitten in den Proben für das historische Rockmusical *Maximilianstecken*, so rast die Zeit dahin und ich bin schon ein wenig gespannt, wie es mir dabei gehen wird, wenn ich im sauberen und sicheren Mitteleuropa mein Tagebuch lesen und von meinen Afrikaerlebnissen erzählen werde. Es war eine intensive Zeit gewesen bis jetzt, und wenn nichts Dramatisches passiert, werden wir das Abenteuer mit einer Aufführung unserer Slum – Version von *Romeo und Juliet* abschließen. Wer hätte das gedacht!

Heute war die letzte Schule dran, die Kinder aus St. John Bosco, der kleinsten der vier Schulen. Es war eine sehr lustige Stimmung, die Kinder mögen mich mittlerweile alle sehr und die Lehrer auch. Wir wollten die Ballszene bei den Capulets erarbeiten, eine Szene mit traditionellen Tänzen und Gesängen, aus denen sich dann der Renaissance – Tanz entwickeln sollte, aber ich musste feststellen, dass meine Jugendlichen vor und nach der Probe immer viel intensiver waren, als auf der Szene. Das ist normal, dass die Bühne erstmal zum Angstfaktor wird, deswegen proben und arbeiten wir, aber dass afrikanische Jugendliche ernsthafte Schwierigkeiten damit haben, eines ihrer eigenen Lieder zu singen hat mich verwundert. Ich musste ihnen erst in einigen Beispielen beweisen, dass es nichts gibt, was lächerlicher auf der Bühne anzusehen sei als ich. Sie durften mich auslachen, ich demonstrierte ihnen, wie falsch man singen, wie schlecht man tanzen kann, sie hatten ihren Spaß und ließen sich langsam aus der Reserve locken. Nach 8 Stunden Tanz und

Gesang und Training bei tropischen Luft- und Temperaturverhältnissen war ich erschöpft wie nach einer Marathonsauna. Seit die Kinder dabei sind ist auf den Proben ein neuer Elan entstanden, eine neue Stimmung. Ich stelle fest, dass ich sehr schnell Kontakt zu Kindern aufbauen kann und nach kurzer Zeit ein großes Vertrauen und eine Zuneigung da ist, die mir sozusagen die instinktive Erlaubnis bietet, etwas zu verlangen. Nächste Woche werden wir die Szenen zusammenhängen, ich bin gespannt, wie das klappen wird. Meine beiden Hauptdarsteller sind wirklich sehr talentiert. Jetzt ist alles eine Frage der Nerven und des Glücks. Routine hat hier keiner, es wird also sehr davon abhängen, ob die Folge der Szenen so abgestimmt ist, dass der Rhythmus stimmt und der Vorstellung die Dynamik gibt, in der alle zwangsläufig richtig agieren müssen. Das werde ich erst kurz vor knapp überprüfen können, aber was auch immer dabei herauskommen mag, wir proben erst knapp drei Wochen und haben ein Stück auf der Bühne mit Kampfszenen, Kindertänzen, Komik, Dialogszenen, Liedern und schweren Shakespearetexten, die Arbeit hat sich jetzt schon gelohnt, die Samen sind gesät, die Basis geschaffen. Carter wird die nächsten vier Wochen weiterarbeiten und im Juni, wenn Peter Quendler kommt, wird sich das ganze Stück weiterentwickelt haben.

Ich habe heute nach der Probe mit dem sehr nett klingenden Herrn vom Goetheinstitut einen Termin für nächste Woche vereinbart, die Kostüm- und Requisitenliste getippt, Spaghetti mit Tomatensoße gegessen, geduscht und ein bisschen im Internet gesurft. Ein bisschen ist es hier mittlerweile wie überall, man macht seine Arbeit, man trifft Leute, die einem weiterhelfen, lernt Kollegen kennen, beschnüffelt und erobert langsam sein Terrain, entdeckt freundliche, freundschaftliche, unnötige, spannende, beeindruckende und berührende Zeitgenossen, verbringt seine Tage mit großem Fleiß und ist abwechselnd verzweifelt, glücklich, zuversichtlich, erschöpft, euphorisch, kreativ, überrascht, wütend, resigniert, diszipliniert und vor allem hartnäckig. Das Leben hier beginnt spannend zu werden, ein bisschen von der Stadt rund um mich kann ich in der letzten Woche noch mitnehmen, vieles wird in meiner Abwesenheit weiter wachsen oder zugrunde gehen und wenn ich zurückkomme, wird vieles nicht mehr so neu, einiges vorbereitet und manches erst durch den zweiten Blick sichtbar sein. Ich habe hier noch vieles vor, das spüre ich deutlich, mal schauen, was davon gelingt.

Eine gute Nacht und tuonane, ein schlafender s☺

1. 5.

Labor Day

Ein Tag der Emotionen.

Wir hatten eine sehr ruhige und intensive Probe, einer dieser angenehmen Probenstage, bei dem man die Details ausarbeitet, für die sonst keine Zeit bleibt, weil man an zu viele Dinge gleichzeitig denken muss. Weil die Probe heute für alle Beteiligten über Mittag ging, gab es Lunch, local vegetables and maiscake für Philipp (Romeo), Konstant (Benvolio), Shado (Tybalt), Douglas (Balthasar), Dennis (Sampson), Eugen (Gregory) und Pastor Idaki (Friar Laurence). Während der Mahlzeit diskutieren wir über den Sexstreik der Frauen in Kenia, sie verweigern sich eine Woche, um die Regierung dazu zu bringen, die Reformen durchzuführen, die im Koalitionsvertrag stehen. Es gibt eine griechische Tragödie darüber, Titel entfallen, wo genau das erzählt wird, und jetzt findet das also tatsächlich statt! Meine Schauspieler haben sehr unterschiedliche Meinungen und es wird heftig debattiert. „Mit dieser Aktion wird das Sexualleben zum öffentlichen Markt,“ „der Afrikaner fühlt sich brüskiert,“ „Sexualität ist Privatsache,“ „wir ziehen uns ja auch nicht öffentlich aus,“ sagen die einen, „wenn es zuhause nicht klappt, dann gehen sie ins Buff,“ sagen die anderen,

„Kinder reden plötzlich mehr über Sex,“ „manche Mädchen sagen, sie brauchen auch einen Freund, damit sie sich verweigern können,“ „eine Woche bringt gar nichts,“ und so weiter, sagen die dritten. Ich schalte mich in das Gespräch mit ein: „Ich finde, dass jeder Versuch, die Lage zu verändern, legitim und dringend notwendig sei. Dieses Land müsste nicht arm sein, die Menschen hier müssten nicht verhungern, die Katastrophe Kenias ist hausgemacht. Und wenn die Politiker nicht bald ihren Job erfüllen und die Reformen umsetzen dann wird es hier einen neuen und langen und verheerenden Bürgerkrieg geben. Solange hier jede Partei nur für ihren Stamm zuständig sein will und nicht für das Land, solange ist Kenia ein Pulverfass. Besser eine Woche kein Sex als hunderttausende Tote.“ Ich weiß nicht, was jetzt passieren wird, denn es sind Kikuyus und Luos am Tisch. Pastor Idaki ist der erste der antwortet. „Ja,“ sagt er, „stimmt. Unsere Politiker richten das Land zugrunde. Die Frage ist aber, ob wir deswegen Liebe und Sexualität als Waffe einsetzen sollten oder ob wir uns damit nicht auf dasselbe Niveau begeben wie unsere Politiker. Es klingt im ersten Moment toll, dass Frauenorganisationen Geld bereitstellen, um die Prostituierten zu bezahlen, damit sie nicht anschlagen gehen. Aber in einer Woche werden sie doppelten Gewinn einfahren und das ganze war eine Augenauswischerei. Ehen werden kaputt gehen und vor allem, die Politiker werden sich nicht ändern und die Frauen haben verloren und sind das Gespött. Wenn man gegen die Prostitution kämpft ist das eine Sache, wenn man sie für eine Woche aussetzt eine andere. Wir werden das Thema weiter verfolgen, beschließen wir und wenden uns der Szene zwischen Romeo und Benvolio zu. Um 16 Uhr ist ein sehr besonderer Probenstag beendet.

Ich besuche Schwester Lydia zum Kaffeetrinken und erzähle ihr von der hitzige Debatte während des Mittagessens. Sie sieht die ganze Sache sehr pragmatisch: solange die Banken von den Millionengeldern der korrupten Politiker profitieren, solange in den reichen Ländern, in den sogenannten Demokratien, diese Unverschämtheiten gestützt und mitfinanziert werden, solange mit den korrupten Politikern verhandelt wird, solange kann die Bevölkerung tun was sie will. Die Schweiz versucht per Klage durchzusetzen, dass sie die Konten der Präsidentenfamilie aus dem Kongo nicht offen legen muss. Die Politiker aus Kenia lachen doch nur über Kofi Annan. Sie zerstören die Ernte oder das Ackerland, lassen sich Millionen an Hilfgeldern zahlen und überweisen die Hilfgelder auf europäische Konten. Jeder weiß es, aber keiner tut wirklich was dagegen. Und dann sagen die Kikuyus, die Luos sind schuld und umgekehrt. Das Volk glaubt es, bringt sich gegenseitig um und die Politiker und obersten Richter verdienen weiter ihre Millionen.

Und schon sind wir wieder bei dem Punkt, den ich ganz am Beginn meines Tagebuchs gemeint habe. Wir haben zu viel gesehen und zu viel erlebt und zu viel angerichtet, als dass wir so tun könnten, als müssten wir nichts wissen, nichts begreifen und keine Stellung beziehen. Irgendwo muss es doch eine Schwelle geben, die zu unterschreiten man selbst nicht mehr verkräftet. Man kann eine Haltung haben oder nicht. Aber davon zu profitieren, so zu tun als hätte man eine wirft mit der Zeit alles über den Haufen. Natürlich können die Politiker so tun, als wäre es ihnen nicht möglich, einzugreifen, denn es sind ja die Konzernbosse, die für die ganze Misere verantwortlich sind. Und doch sind es die Politiker, welche die Wege ebnen, in den Aufsichtsräten sitzen, mit den Bossen essen gehen und mit den Lobbys Geschäfte machen. „Deutschland gehört zu den führenden Ländern in der Waffenindustrie,“ habe ich bei GMX gelesen, und macht einen auf Weltfrieden. Europa tut zu sehr und zu oft als ob. Und in der Kunst geht mir dieser Betrug besonders auf den Geist. Wenn sich Künstler mit Politikern einlassen um Karriere zu machen, den Revolutionär vorgeben und dann Champagner trinken mit denen, die sie in ihrer Arbeit kritisieren, dann finde ich das schlichtweg unappetitlich. Die skrupellose Zerstörung und Ausbeutung Afrikas wird uns alle teuer zu stehen kommen. Wenn dieser große Kontinent ruiniert ist, dann wird Europa feststellen, wie nahe es ihm steht.

Zuhause habe ich meinen neuen Untermieter kennen gelernt: einen Gecko, der sich noch nicht mit

mir unterhält, sich aber insgesamt recht wohl zu fühlen scheint. Ich habe eine Mango verspeist, den Computer angeschaltet und das Theaterstück „Shilla“ gelesen, das Martina Döcker geschrieben hat und das ich im Juli in Marbach inszenieren darf. Es ist ein großartiges Stück geworden, mit wunderbaren lustigen Dialogen, frechen Liedern und keiner Angst vor einer klaren Aussage. „Warst nicht du das, der den Bau einer wahren politischen Freiheit als das vollkommenste aller Kunstwerke bezeichnet hat?“ ist ein Satz aus dem Stück, auf das ich mich sehr freue. „Ist es nicht seltsam,“ sage ich zu meinem freundlichen Untermieter, der neben meiner Kappe an der Wand sitzt, „ich inszeniere hintereinander drei Stücke, die sich mit demselben Thema beschäftigen, mit der Zerstörung: *Romeo und Julia*, *Maximilian und Shilla*, und ich habe das Gefühl, es macht Sinn.“

Ich bin jetzt genau einen Monat da und habe folgendes festgestellt:

Solange sich die Europäer benehmen, als würde ihnen die Welt gehören, gibt es für die Afrikaner wenig Grund, zu vertrauen.

Das Leben in den Slums kann gemütlich sein und es riecht wie in meiner Kindheit: nach Diesel und Kohle.

Die Armut ist teilweise nicht zu ertragen, der Reichtum auch nicht.

Wenn ich, der Weiße, mit einem großen Gaskocher auf der Schulter durch die Straßen gehe und mein schwarzer Assistent mit einem Buch neben mir herläuft, dann verstehen die Menschen hier die Welt nicht mehr.

Wenn Kollegen zu spät zur Probe erscheinen, sagen die Afrikaner über die Afrikaner: diese Afrikaner.

Jederzeit frische Ananas, Bananen und Mangos vom Stand am Straßenrand essen zu können ist ein paradiesisches Vergnügen.

Kinder lieben mich.

Man kann manchmal eine unkontrollierbare Wut bekommen über die Unverschämtheit der Oberschicht, in allen Berufsklassen.

Das Leben ist grausam, das ist mir hier so deutlich geworden wie noch nie vorher.

Ich möchte keinen Tag, den ich hier verbracht habe, missen. Jeder Cent, den ich für diese Arbeit investiert habe, hat sich gelohnt.

Ich werde wiederkommen und weiter lernen.

Ich wünsche mir, dass die Menschen ihren Job ernst nehmen. Das heißt, ich erwarte von einem Politiker, einem Künstler, einem Manager dasselbe Engagement wie von einem Arzt, der mich behandelt, einem Kapitän, der mich fliegt oder einem Metzger, der mich bedient.

Im Nationalmuseum von Kenia sieht man Funde und Zeittafeln über die Ursprünge der Menschheit in Afrika. Bald könnte dieser Kontinent auch der Ursprung des Endes der Menschheit sein.

Wenn der Weiße den Afrikaner nicht für einen Neger hielte, also für ein zweitklassiges Wesen, warum ist er dann so ignorant?

Mir fallen neben Mehdorn und Ackermann natürlich noch einige andere ein, die ich gerne zu Fuß von Korogocho in die City schicken würde. Wenn sie danach noch immer so weitermachen wie bisher habe *ich* wahrscheinlich irgendetwas nicht verstanden.

Dass ich abends nicht auf die Strasse gehen kann geht mir auf die Nerven.

Ich habe am Ersten Mai meine erste politische Diskussion in Kenia geführt. Die Leute sind hilflos, wütend und befürchten das Schlimmste, aber sie können nicht immer daran denken.

Dass Pastor Idaki den Schlussmonolog spricht, gibt dem Theaterabend eine persönliche politische Dimension. Ich danke ihm sehr dafür.

Ich freue mich sehr auf die Premiere und bin schon gespannt, wie das Projekt weitergeht. Am 13. Juni ist die nächste Vorstellung. Peter Quendler wird sie besuchen.

Beim Gulaschessen vorige Woche hat mir Pastor Idaki gesagt, wie erstaunlich das ist, dass ich in so kurzer Zeit so viele Menschen kennen gelernt habe und ob ich wüsste, dass sie alle hoffen, dass ich

nicht aufgeben, sondern wiederkommen werde. Das war für mich das großartigste und berührendste Kompliment seit langem.

Ich bin froh, dass ein Gecko bei mir eingezogen ist und kein Krokodil.

Keine Ahnung warum genau, aber mir geht es gerade sehr gut und ich würde am liebsten vor Glück in die Luft springen. Ich glaube, ich mach es einfach.

Liebe Grüße und ein schönes Wochenende, Euer Stephan

2. 5.

Heute in einer Woche öffnet das *Hope Theatre Nairobi* seine Pforten mit der Premiere von „Romeo and Juliet“ und danach ist das Abenteuer Kenia vorbei. Ich erwache gut ausgeruht und bleibe noch etwas liegen. Lausche den verschiedenen Klängen des Samstagmorgens. Draußen wird gearbeitet wie immer, meine Wohnung liegt im hinteren Treppenhaus, das Fenster geht also nicht zur großen Straße, an die ich trete, wenn ich das Haus verlasse, sondern rückseitig zu einer kleinen dörflichen Straßenstruktur, wo rechts mehrere kleine Schlossereien nebeneinander liegen. Die Arbeit findet hauptsächlich vor den Häusern statt, links befindet sich eine große Mülldeponie für Blechwaren, dahinter die kleine Anlage der Mission und noch weiter links davon die große katholische Kirche. Etwas weiter weg, also auf der anderen Seite der schmalen Straße, die parallel zur Hauptstrasse liegt, gibt es eine kleinere Kirche mit einem Pfarrer, der ein Mikrofon benutzt. Seine Predigten mischen sich mit dem Gehämmere der Spengler und Schlosser und dem Hundebellen der Strassenköter, die meistens friedlich schlafen, wenn ich diesen Weg zur Mission nehme. Da verlasse ich das Haus, gehe etwa fünfzig Meter links an der großen Straße entlang, biege dann wieder links ab und verlasse den Asphalt. Die Gasse, die sehr tiefe Furchen aufweist und sehr wenig befahren wird, führt etwa hundert Meter an ein- bis zweistöckigen Häusern, deren Parterre die Schlossereien beinhalten, vorbei zu der Straße, die ich von meinem Fenster aus sehe. Da biege ich wieder links ab und erreiche nach wieder etwa hundert Metern die Mission. Im Treppenhaus hallen wie immer Kindergeschrei und klappernde Töpfe, durchs Fenster der Kanon dörflicher Industrie. Ich bleibe liegen und lausche noch etwas, heute ist mein letzter ruhiger Vormittag, an dem ich noch etwas liegen bleiben kann. Morgen muss ich früh raus, denn ich werde für die Schwestern ein Abschiedessen kochen. Wie das klingt, Abschied. Paprikahuhn und indisches Curry. Aber noch liege ich im Bett unter meinem rosaroten Moskitonetz und lausche. Ziegen blöken, sie werden jeden Tag durch die Straße geführt, manchmal begegne ich ihnen, wenn ich zur Mission gehe, diese Straße ist, obwohl sie eher wirkt wie eine Baustellenzufahrt, stark befahren, oft drängen riesiger LKWs durch die Herde, die Tiere weichen aus, unwillig, dazwischen presst sich noch schnell ein Radfahrer seine Bahn. Der Morgen klingt friedlich wie eine Utopie. Ich koche Tee und bereite mir ein Müsli mit frischen Weintrauben. Dann verlasse ich die Wohnung und bin wie jeden Morgen erstmal geschockt. Ich schlüpfe durch die niedrige Haustüre in eine gleißend helle Betriebsamkeit und erst da merke ich wie jeden Tag, dass ich nicht in meiner Kindheit und nicht in einer ostdeutschen Kleinstadt bin, sondern in Afrika. Auf dem Parkplatz vor meinem Haus sitzen viele schwarze Menschen, warten, dösen, hoffen, hinter dem Platz flimmert die Hauptstraße, auf der sich rund um die Uhr ein Lindwurm aus Bussen, LKWs und Autos langsam in beide Richtungen weiter schiebt. Es könnte sein, denke ich, dass alle diese Autos einfach im Kreis fahren, in die eine Richtung, dann nach einem Kilometer wenden und wieder zurück und so weiter. Bunte Matatus, riesige dreckige gelbe LKWs, große Transporter mit gigantischen Bergen von Kisten, Säcken und Paketen auf den mit Holz eingefassten Ladeflächen, immer sitzen auch Menschen auf diesen fahrenden Türmen. Dazwischen PKWs, meistens verrostet, meistens weiß oder grau, meistens überfüllt. Auf dieser Straße ist es vorbei mit dörflicher Atmosphäre, auf dieser Straße herrscht die Betriebsamkeit Afrikas, wie man sie von Postkarten oder Filmen kennt. Dicht, gleißend, grenzenlos, mit für unsere Augen ungewöhnlichen und unerlaubten Transportfahrzeugen. Ich bin mit Maryanne

und ihrer Tochter verabredet, wir wollen in die Stadt, bummeln, Tretboot fahren, Carter treffen. Auf dem Weg zur Busstation sehe ich plötzlich ein rostiges Etwas: Da, wo seit Wochen ein großer völlig verrosteter LKW stand, bemerke ich durch sein Fehlen, dass da kein ausrangierter Lastwagen am Straßenrand abgestellt war, sondern dass es sich hier um eine kleine Autowerkstätte handelt. Zwei alte, verbeulte und verbogene Eisenrinnen sind da nebeneinander aufgestellt und mit Planken verbunden. Das waren wohl früher mal die Schienen von Autotransportern, jetzt dienen sie als Hebebühne für die Straßenrand- Werkstatt. Der LKW war fertig und jetzt wartet man auf den nächsten Kunden. Ein paar junge Mechaniker hängen herum, ein paar mannshohe Druckluftflaschen stehen da, eine große Blechkiste mit Werkzeug. Das ist die Werkstatt.

Der Park in der City hinter dem Regierungsgebäude ist ein klassischer Familienpark: Tretbootteich in der Mitte, Wiesenanlagen zum Liegen und Picknicken, Blumenbeete, Palmen, Getränkepavillon, Spazierwege, Pferdereiten, Kinderprogramm. Angela wird bemalt, bekommt einen Luftballon und darf reiten. Um weiteren aufdringlichen Anbietern zu entkommen mieten wir ein Tretboot. Wir lassen uns mit dem Boot treiben, ich mache ein paar Fotos, die Skyline der Innenstadt ist hier besonders schön, ein paar Fotos von Angela und Maryanne, auch dieser Ausflug ist ein Abschied. Um 14 Uhr treffen wir Carter zum Lunch, dann fahren wir zurück und ich hole aus der Mission das Fleisch ab. Dass ich koche, haben die Schwestern gerade noch zugelassen, aber dass ich einkaufe, nicht. Zuhause schneide ich Zwiebel (mal wieder) und schreibe ein Mail an Dr. Schlee, den Intendanten des Carinthischen Sommers. Ohne meine Arbeit bei diesem Festival, bei dem ich unter anderem Peter Quendler kennengelernt habe, wäre ich jetzt kaum in Kenia. Einen kurzen Ausschnitt aus diesem Brief möchte ich zitieren, weil er in die Gedankenwelt passt, die für mich hier in den Slums eine neue Dimension dazu gewinnt: „Ich bin durch mein Elternhaus damit aufgewachsen, dass es zwar viele Wahrheiten aber nur eine Ehrlichkeit gibt. Es ist jedem selbst überlassen, ob er ehrlich sein will, oder nicht. Jeder kann ehrlich sein oder bluffen, so tun, als wäre er ehrlich, aber in ihm drinnen, da weiß er es. Und damit muss er fertig werden.“

Ich bin in diesem April 2009 durch viele Gedanken, Stimmungen und Verzweiflungen gegangen. Morgen früh, wenn ich das Haus verlasse durch die kleine dunkelgrüne blecherne Eingangstür und auf die flirrende Hauptstraße blicke, auf den Lindwurm aus Stahl, Lärm und Gestank, der sich wie immer von links nach rechts und wieder zurück schiebt, werde ich wieder einsteigen in die ratternde Maschinerie des dampfenden Lebenskampfes, den wir in Europa in Klarsichtfolie eingepackt aus dem Alltag verbannt und versteckt haben. Heute lasse ich den Kampf und alle weiteren Gedanken draußen, lehne am Fenster, betrachte den afrikanischen Nachhimmel und rieche das Mittagessen von morgen. Irgendetwas habe ich begriffen, ich kann es nur noch nicht formulieren. Und wie ich es mitnehme, weiß ich auch noch nicht. Aber ich bin ja noch eine Woche hier...
Für heute ein herzliches Gute Nacht, Stephan

3. 5.

Mein Abschiedsessen für die Schwestern war gelungen. Es gab Paprikahuhn, indisches Curry mit Beef, gedünstete Karotten mit Fenchelsamen, Kartoffelbrei mit Sahne und Ei, Süßkartoffel und Reis. Dazu sprachen wir wieder einmal über die schwierige und fast ausweglose politische Situation in Kenia:

Vor der Wahl hatte Raila Odinga, der Gegenkandidat zu Präsident Mwai Kibaki erklärt, dass sein Volk, die Luos, nach seinem Wahlsieg die Häuser und Felder der Kikuyus besetzen dürften, da sich die Kikuyus in langer Alleinherrschaft alles unter den Nagel gerissen hätten. Etwa die Hälfte der Bevölkerung in Kenia sind Kikuyus, die zweitgrößte Gruppe sind die Luos. Da viele der kleinen ethnischen Gruppen mit Kibaki unzufrieden waren, kann man davon ausgehen, dass die Wahl

tatsächlich etwa 50 zu 50 ausgegangen ist. Kibaki hatte sich daraufhin innerhalb von 24 Stunden ohne Rede oder Öffentlichkeit zum Präsidenten vereidigen lassen und dann ging es Schlag auf Schlag. Raila sprach von Wahlfälschung und die Luos begannen, die Kukuyus aus ihren Häusern und von ihren Ländereien zu vertreiben, worauf die Kukuyus in wenigen Stunden ihre Schlägertrupps mobilisierten, die Mungikis. Und das Gemetzel begann. Das war vor knapp eineinhalb Jahren. Kofi Annan hatte daraufhin zwischen den beiden Parteichefs vermittelt und die große Koalition erreicht, die sich aber gegenseitig blockiert.

Große Landflächen Kenias sind nach wie vor von den Luos besetzt, die sie aber nicht bebauen, da die Kukuyus bei der Flucht alles zerstört hatten. Viele Kukuyus wiederum leben in Zeltlagern, die jetzt, in der Regenzeit, langsam davonschwimmen. Die Situation ist katastrophal. Die Luos rotten sich zusammen und verharren in Angst, da sie nicht wissen wie die Zukunft aussieht und die eineinhalb Millionen Mungikis, die auf Befehl losschlagen, fürchten. Und die Kukuyus warten, dass ihnen Präsident Kibaki ihren Besitz zurückgibt. Kibaki und Raila befinden sich also in einer katastrophalen Zwickmühle: arbeiten sie zusammen, haben sie das Volk gegen sich, kämpfen sie gegeneinander gibt es ein Gemetzel und die ausländische Hilfe wird eingestellt, warten sie ab, verhungert das Volk. Das Land schlittert ungebremst in eine große Krise, die Wut auf die Regierung wird immer größer. Der Labor Day brachte das Fass zum Überlaufen, da Kibaki und Raila am Labor Day nicht vor ihr Volk getreten sind, sondern irgendeinen unwichtigen Minister gesandt haben. Der Minister musste seinen Vortrag abbrechen, da er mit Steinen und Flaschen beworfen wurde.

Originelles Detail am Rande: Man bekommt in Kenia keine Blumensamen im Geschäft, nur Blumen. Warum? Weil die Familie des Expräsidenten das Staatsmonopol auf Samen hat und daher nur in den „Familienbetrieben“ angebaut werden darf. Die Blumen werden dann ins ganze Land verkauft. Gegen Blumensteuer, versteht sich.

In diesem Sinne einen politikfreien Sonntagabend in Europa, Euer Stephan

4. und 5. Mai

Heute ist Dienstag, ich sitze in meiner Wohnung und habe soeben die beiden Musiker aus der Produktion geschmissen. Ich bin sehr enttäuscht und auch etwas mitgenommen, denn wenn der Rauschmiss auch das Ergebnis einiger unschöner Vorfälle war, so ist es am Ende einer so intensiven und besonderen Produktion doch sehr traurig.

Ich glaube nicht, dass ich aus Nairobi als anderer Mensch zurueckkommen werde, aber ich werde der sein, der ich in meinen angenehmsten Momenten war und bin, wenn ich mich wirklich authentisch und wohl fühle. Ich bin sehr bei mir und das hat sicher mit den Menschen zu tun, denen ich hier begegne, und mit der Aufgabe, die es hier zu bewältigen gilt. Die Menschen in den Slums versuchen zu überleben, sie wollen reich und berühmt werden, sie betrügen Dich, wenn Du nicht aufpasst, sie sind begabt oder nicht, fleissig oder träge, je nachdem, aber sie denken über die Zukunft nach und über die nächsten Möglichkeiten, sie sind mit dem Leben beschäftigt, nicht so sehr mit sich selbst. Für mich war Uraufführung des Monologs „Der Zuschließer“, den Ronald Pohl für mich geschrieben hatte, wie eine Brücke zu mir selbst. Ich bin nach längerer Krise durch diese Theaterarbeit wieder bei mir angekommen, denn der Monolog war das Schwierigste, Persönlichste und Radikalste, was ich je gemacht habe. Mit so einem komplizierten und komplexen Text mitten unter die Leute zu gehen, von Tisch zu Tisch, ohne Bühnenkante, ohne Distanz, mich mit nacktem Oberkörper und langer Unterhose in aller Erbärmlichkeit preiszugeben und über mich zu reden wie beim Psychiater und das alles noch dazu in Wien, in diesem Teufelskessel, wo meine berufliche Krise ihren

Ausgangspunkt nahm, das hat mich stark und mir meine Stärke wieder bewusst gemacht. Mit dieser Kraft bin ich hierher nach Nairobi gekommen. Die Arbeit in Slums kann keine Krise bewältigen, aber sie schützt vor einer nächsten. Das, was mich in meinem Theaterleben unglücklich gemacht hat, ist hier, im Angesicht des Lebens, vollkommen unwichtig geworden. Es geht darum, das, was man tun will, wirklich zu tun, weil man es tun will. Ohne ängstliche Seitenblicke, ohne Abhängigkeiten von Feedback und betrügerischem Wohlwollen. Es geht dabei gar nicht um das permanente Optimum, das gibt es nicht und das geht auch nicht. Aber um den Versuch, es zu erreichen.

Heute nach der Probe war ich in der Kirchenzentrale, um das geistliche Oberhaupt von Kariobangi, Father Paulino, zu begrüßen. Ich hatte ihn während der Ostermessen als sehr engagierten und beeindruckenden Priester und Prediger erlebt, der mich, obwohl ich Swahili nicht verstehe, erreichen konnte. Die Audienz war nur kurz, da er zurzeit sehr viele Gesprächs- und Interviewtermine hat, um gegen die Morde an jungen Mädchen vorzugehen und die Gesellschaft aufzurütteln. Jede Woche wird mindestens ein Kind unter vierzehn Jahren als vermisst gemeldet, oft wird die verstümmelte Leiche wenige Tage später irgendwo im Müll oder an den üppig bewachsenen Flussufern gefunden. Am letzten Freitag wurde wieder ein Mädchentorso entdeckt. Father Paulino wiederholt immer wieder dasselbe: wenn ihr euren Bezirk untergehen lasst, werdet ihr mit ihm untergehen. Polizei kommt nicht in diese Viertel, die Menschen müssen anfangen, sich zu wehren und sich selbst um ihre eigene Sicherheit zu kümmern, sonst wird das Leben hier unerträglich. „Wir leben in einer vollkommenen Gesetzlosigkeit, der Staat hat die Slums von Nairobi aufgegeben, das dürfen wir nicht ungehindert zulassen.“

Vor ein paar Monaten wurde Pastor Idaki in seinem Kirchenbezirk ausgeraubt. Er war zu Fuß unterwegs gewesen um Sr. Lydia für den Schulbau Geld zu bringen. Er telefonierte gerade mit ihr, um zu sagen, dass er sich verspäte aber jetzt auf dem Weg sei, als er eine Pistole im Rücken spürte und, während er seine Hände langsam hoch hob, eine zweite auf seine Stirne gerichtet sah. Am helllichten Tag, auf dem Weg durch Korogocho, den auch ich nehme wenn ich zu den Schulen New Hope und St. John Bosco gehe. Die zwei Männer nahmen ihm seelenruhig Handy und Brieftasche ab und gingen weiter. Am letzten Sonntag, also vorgestern, hat der Boss dieser Bande, die in Karindundu zuhause ist, den Boss der Munkikis, die in Korogocho leben und diesen Bezirk gegen Schutzgeld ruhig und friedlich zu halten versprechen, auf offener Straße hingerichtet. Die Angst ist groß, dass daraus ein Bandenkrieg entstehen könnte, der alle Bemühungen um Korogocho mit einem Schlag zunichte machen würde.

Ich gehe nach Hause. Während meiner Proben vergesse ich oft vollkommen, wo ich hier eigentlich lebe. Heute bin ich das erste Mal alleine zum Jugendzentrum gegangen, ich kenne den Weg, ich kenne die Leute, die Kinder grüßen mich freundlich. Aber ich kann jederzeit aufgehalten, bestohlen oder niedergestochen werden. Nicht, dass ich Angst habe, aber die letzten Geschehnisse haben mir wieder vor Augen geführt, dass Nairobi nicht umsonst zu den gefährlichsten Städten der Welt zählt. Ich stelle mir europäische Priester vor und vergleiche sie mit Father Paulino oder Pastor Idaki. Hätte sie auch den Mut, ihr Leben aufs Spiel zu setzen für junge Mädchen oder Straßenkinder? Würden sie sich gegen die Offiziellen stellen, wenn es um Menschlichkeit und Gerechtigkeit geht? „Genau so wie die Verbrecherclans versuchen, neue Mitglieder zu bekommen, müssen auch wir versuchen, mehr Menschen vom Verbrechen fernzuhalten,“ hatte mir Jane heute Morgen gesagt. „Was ich dafür tun kann, will ich tun,“ habe ich geantwortet.

Gestern war ein Neffe von Obama auf der Probe, ein Mann um die 30, stockbesoffen und arbeitslos. Mich wundert, dass das noch kein europäischer Kulturgeist mitbekommen hat, der Name Obama würde sich sicher gut machen auf einem Werbe – Zettel...

Zum Abschluss dieser Aufzeichnungen noch zwei Medienberichte:

1. - Zehn Frauengruppen wollen mit Beischlafentzug die Regierung unter Druck setzen.

Sogar Ida Odinga hat sich jetzt dem einwöchigen Sexstreik angeschlossen, der an diesem Dienstag in Kenia enden soll. Die Frau des Premierministers Odinga sagte dem britischen Sender BBC, auch sie verlange von ihrem Mann und dem Präsidenten Kibaki, dass sie aufhören sollten „darüber nachzudenken, wer der Chef von diesem oder jenem werden sollte“. Kibaki und Odinga bilden eine große Koalition, die nach allgemeiner Einschätzung bisher nichts Wesentliches geleistet hat. Sie war auf Vermittlung des früheren UN-Generalsekretärs Kofi Annan nach der gewalttätig verlaufenen Wahl Ende 2007 gebildet worden.

Vor einer Woche riefen zehn kenianische Frauengruppen einen einwöchigen Sexstreik aus. Sie erhofften sich, mehr Druck ausüben zu können auf die große Koalition, damit sie endlich die versprochenen Reformen auf den Weg bringen. Dabei geht es neben einer neuen Verfassung um die Neuberufung einer Wahlkommission und ein plausibles Wählerregister. Bei der Wahl 2007 standen hunderttausende Tote auf den Wahllisten. Wahlbetrug war so weit verbreitet gewesen, dass eine Kommission unter dem südafrikanischen Richter Christiaan Kriegler feststellte, es sei objektiv unmöglich, herauszufinden, wer die Wahl gewonnen habe.

Ob der Boykott massenhaft befolgt worden ist, lässt sich nicht feststellen. Doch die Frauengruppen haben vorsorglich Prostituierte dafür bezahlt, dass sie nicht arbeiten. Die überwiegend männlichen Kommentare in der kenianischen Presse waren so gehässig, dass zumindest nicht auszuschließen ist, dass viele dem Aufruf gefolgt sind – mit Ausnahme der muslimischen Frauen. Die muslimische Politikerin Amina Abdallah aus Mombasa hatte darauf hingewiesen, dass ein Sexboykott gegen die islamischen Gesetze verstoße und die Frauen zudem riskierten, „verflucht zu werden“. Ein Kommentator schrieb in der Tageszeitung „The Daily Nation“ erbost: „Die Aktivistinnen sollten mal besser in den Spiegel gucken und sich fragen, ob überhaupt jemand mit ihnen das Schlafzimmer teilen möchte.“ So unmittelbar erfolgreich wie die Frauen eines türkischen Dorfes, die 2008 mit einem Sexstreik den Bau einer Wasserleitung erzwingen wollten, können die Kenianerinnen angesichts ihres komplexen Anliegens aber kaum gewesen sein.“

(Erschienen im gedruckten Tagesspiegel vom 05.05.2009)

2. - Luxusyacht verzockt!

„Bei einem Pokerspiel in Barcelona soll Abramowitsch eine Luxus-Yacht im Wert von 500.000 US-Dollar (umgerechnet 380.000 Euro) verzockt haben. Dies berichten mehrere Medien unter Berufung auf die russische Zeitung "Moskowski Komsomlets".

Eine solche Summe dürfte für einen Öl-Mogul keine große Sache sein, auch wenn Abramowitsch im Zuge der Finanzkrise schon einige Milliarden verloren hat: So soll sein Vermögen laut Medienberichten von 13 Milliarden Euro auf acht Milliarden geschrumpft sein.

Dass der Ölmagnat als Besitzer des Stahlkonzerns "Evraz" um seine finanzielle Existenz bangen muss, ist dennoch kaum zu befürchten. Und auch falls ihn die Spielleidenschaft wieder packen sollte, wäre er für eine erneute Niederlage gerüstet: Er besitzt unter anderem diverse millionenschwere Gemälde, einen Airbus und zwei U-Boote.“

Beste Grüße aus dem Irrsinn, Stephan

6. 5.

Heute war ein großartiger Tag!

Die Entscheidung, die beiden Musiker rauszuwerfen, war definitiv richtig. Die Stimmung auf der Probe war intensiv, locker und kreativ und wir haben den 2. Akt durchgearbeitet und dann durchlaufen lassen. Musiker waren gar nicht notwendig, ein paar neue Ideen und Situationen für die Kinder der Schule New Life waren das Ergebnis stressfreier und angenehmer Probenatmosphäre. Als die Kinder gegangen waren, gab es Lunch, danach haben wir alle Romeo und Julia – Szenen nochmals genau durchgearbeitet. Pastor Idaki ist in seinem Monolog sicher und souverän geworden und nach einem ohrenbetäubenden Regenguss haben wir die Probe gegen 18 Uhr beendet.

Ich bin danach noch mit Patrick und Philip (meinem Romeo) nach Hause gegangen zum Kaffeetrinken und Philip hat bestätigt, dass die beiden Musiker unwillig und schlecht waren und dass es für die Produktion besser gewesen sei, sie zu entlassen. Jane hat mir am Nachmittag einen Tänzer vorgestellt, der sehr viele Kontakte zu Musikern hat und er wird mir für morgen früh einen neuen Perkussionsspieler organisieren.

Morgen, Donnerstag, treffe ich Herrn Hossfeld, den Leiter des Goethe – Instituts, am Freitag ist Generalprobe, am Abend gehe ich im Institut Francaise in ein Konzert mit Carter Kawuti, meinem zukünftigen Bühnenpartner, am Samstag ist Premiere, Party und das wars dann. Am Sonntag sitze ich im ICE von München nach Stuttgart. Als ich mit fünf meiner Jungs vom Theater zur Wohnung gegangen bin, eine Wanderung, die ich gerne mal filmen möchte, hat ein vorbeigehender Jugendlicher im Fußballerdress gesagt, „ah, Ihr habt Euren eigenen Europäer dabei.“ Das Leben hier ist, ich kann es nicht oft genug betonen, einfach umwerfend. Gestern war die Straße noch der Ort einer Tötung, heute von Späßen und Shakespearecowboys. Es ist etwas Faszinierendes, dass die meisten Menschen hier, wenn es irgendwie möglich ist, ihre gute Laune behalten. Wenn ich da an die verkrampften griesgrämigen Deutschen denke, bekomme ich Angst vor der Heimreise. Wenn ich an ein kühles Bier in einem schattigen Gastgarten denke dann freue ich mich auf die Heimreise. Es ist, wie immer, alles eine Frage des Blicks.

Auf alle Fälle habe ich das Gefühl, dass alles richtig war, was hier passiert ist und dass der Probenstag heute genau die Atmosphäre gebracht hat, die wir in drei Tagen erzählen wollen. Ich hoffe, dass mir in den letzten beiden Proben Tagen noch die letzten Szenen gelingen und dass wir die Geschichte so intensiv und eindrücklich erzählen können, dass nicht nur wir nach mehreren Probenwochen verstehen, was gemeint ist, sondern auch das Publikum.

Für heute grüße ich jedenfalls voller Zuversicht, Euer Halbafrikaner

7. 5.

Heute war also meine letzte Probe. Morgen ist Generalprobe, übermorgen Premiere, dann Abflug. Der neue Musiker kam auch nicht, ich finde mich mittlerweile damit ab, keinen Musiker zu haben. Das Leben hier ist hart, jeder schaut zuerst aufs Geld, hatte mir Patrick, der mich in der Früh gefragt hatte, ob ich ihm ein Haus kaufen würde, erklärt. Nett sein ist hier, in den Slums, nicht angesagt, das verstehe ich. Aber dass Leute auf einen Job verzichten, der ihnen Geld bringt, das verstehe ich nicht. Später kamen doch zwei Musiker, dem einen ist es zuwenig Geld, der andere will morgen kommen. Ich habe ihm gesagt: „Ich bin um neun auf der Probe. Wenn Du nicht da bist, dann ist die

Sache erledigt.“ Ein wesentlicher Teil von Entwicklungsarbeit ist, dass die Menschen lernen, sich selber ernst zu nehmen. Das hatte Mia Couto in einem Symposium gesagt, er ist Biologe und Autor aus Mosambik, wir hatten zusammen Schillers Räuber erarbeitet. Ich mache für meine Truppe hier, was ich kann, aber ich mache keine Geschenke. Ich bin Partner, kein Weihnachtsmann.

Die Probe verlief sehr gut. Die Arbeit mit den Kindern bringt immer mehr Freude, meine Idee, ein Stück von und mit Slumkindern auf die Bühne zu bringen, wächst. Dieses Kinderprojekt wäre in dieser kurzen Zeit nicht möglich gewesen, erst jetzt beginne ich die Struktur zu verstehen und die Psyche der Kinder, aber das nächste Mal, mit genauer Vorbereitung könnte das klappen. Kein Kitsch von armen Kindern, sondern Geschichten in einer Bühnensprache, die den Zeichnungen entspricht, die ich zu Beginn gesehen hatte. Mit der Deutlichkeit von Kindern und ihren Chiffren.

Wir konnten den ganzen ersten Akt durchspielen, der Wechsel von geschriebenen Szenen und improvisierten Szenen, die Abfolge von Dialogszenen und Chören, die Idee der jeweiligen Szene, der Rhythmus der Szenenwechsel, alles klappte sehr gut. Ich bin über ein paar Lehrer sehr überrascht, sie haben sich toll entwickelt. Natürlich weiß ich nicht, wie die Aufführung am Samstag ankommen wird, ich kenne die Sehgewohnheiten hier nicht, das wird ein letztes aufregendes Erlebnis. Aber ich bin mit der Arbeit zufrieden, ob es künstlerisch besonders wertvoll ist, kann ich nicht sagen, dazu fehlt mir der Abstand, aber es kommt aus dieser Welt hier, es ist eine direkte Umsetzung der Welt wie ich sie hier täglich erlebt habe, die Erzählweise ist sehr pur, sehr sachlich, das gefällt mir. Die Kostüme sind auch wie hier von der Straße, besser gesagt, sie sind hier von der Straße. Ich habe lediglich eine Farbdramaturgie verwendet, Capulets blau, grau, grün, Montagues braun, rot, orange. Die Kinder bunt, so wie sie in die Schule gehen. Ich wollte das Leben einfangen vom Platz nebenan, keine Überfrachtung, keine Verfremdung, keine verlogene Afrikapoesie, sondern eine nüchterne und sachliche Erzählweise. Ein paar Kinder haben kleine Solorollen, die wirklich sehr berühren. Während der Generalprobe werde ich Fotos machen und von der Premiere ein Video. Wie sich das gehört.

Nach der Probe hatte ich meinen Termin im Goetheinstitut und habe ein anderes Nairobi kennengelernt. Gespräch und Atmosphäre war sehr inspirierend und engagiert, wir haben uns auf Anrieb gut verstanden. Eine Volontärin war auch dabei, sie ist für Theater zuständig und hat mir ein bisschen über das Metier hier erzählt. Es deckt sich mit den Berichten Carters, es ist konventionell und kommerziell, kaum sehenswert. Unterhaltung im unattraktiven Sinne.

Wir haben uns über meine Arbeit grundsätzlich und speziell in den Slums sowie über die Arbeit des Goetheinstituts hier in Nairobi ausgetauscht. Auch über das Slum – TV haben wir geredet, das vom Institut mitproduziert wird, eine kraftvolle, authentische und hier geborene Auseinandersetzung mit dem Slumleben. Für den Export wird es leider zunehmend verkitscht, darüber ist auch das Goetheinstitut nicht unbedingt glücklich, aber so ist der Markt. Afrika ist ein gefährlicher Kontinent, sagte ich, nicht nur was die Tiere und Verbrecher und Malaria betrifft, sondern auch die künstlerische Beschäftigung, man kann ganz schnell in die Kitschfalle tappen. Wir bemühen uns, sagte Johannes Hossfeld, genau dieses Klischee nicht zu bedienen, sondern die Künstler zu suchen, die etwas zu sagen haben, was persönlich und gehaltvoll ist. Die Poesie der Armut ist nicht das Thema. Auch da waren wir uns einig. Zum Schluss sind wir in den Veranstaltungsraum gegangen, ein ruhiger weißer Kunstraum, der jede künstlerische Lüge rücksichtslos aufdecken würde, die Installation umarmt den Besucher und hält ihn fest, sanft, aber mit Nachdruck, nichts Großes passiert da, aber was geschieht, ist präzise komponiert. Eine Galerie für Performance im guten Sinne. „Ich weiß nicht,“ sagte ich, „wie meine Arbeit hier weitergeht, aber wenn ich das Gefühl habe, dass ich tiefer in die künstlerische Auseinandersetzung einsteigen und ein Konzept entwickeln kann, das mehr Projekt als Streetworking ist, dann freue ich mich auf eine Zusammenarbeit.“ Mehr

kann ich noch nicht sagen, ich will nicht in dieselbe Falle tappen die ich kritisiere. Wir sind uns jedenfalls sehr sympathisch und bleiben in Kontakt.

Auf dem Rückweg bin ich noch ein letztes Mal Matatu gefahren und als hätte das der Fahrer gewusst, wollte er mir alles zeigen, was man erlebt haben muss: Überholmanöver im Gegenverkehr, rasante Fahrt auf der ganz rechten Spur, also wie in Europa – ich erinnere: wir haben hier Linksverkehr, und Shortcuts durch Schlammwege mit seeartigen Lachen, hindurch durch Wege, die so schmal sind, dass man aus dem Busfenster die Würstel vom Grill holen könnte, und das alles mit der Hand auf der Hupe und zu hohem Tempo. Die Menschen springen für jeden daherbrausenden Bus auf die Seite, denn sie sind gewohnt, dass hier niemand bremst, sich niemand an Verkehrsregeln hält und jedes öffentliche Verkehrsmittel eigentlich gerade einen inszenierten Stunt für den nächsten James Bond Film durchführt, nur dass wieder einmal vergessen wurde, die Kameras aufzubauen. Irgendein Projekt mit den Matatus muss ich beim nächsten Mal unbedingt entwickeln.

Zuhause habe ich mir ein Stück Fleisch gebraten, die Nudeln von gestern dazu und die Flasche Rotwein geöffnet, die ich zur Begrüßung bekommen und bis heute nicht angerührt hatte. Es ist mein letzter ruhiger Abend in meiner Wohnung in Nairobi, morgen wird gepackt und übermorgen fliege ich zurück nach Deutschland. Diese Intensivreise wird sicher nachwirken und es werden einige Gedanken hochkommen, die ich noch gar nicht kenne. Auf alle Fälle hat mich mein Aufenthalt hier mächtig bewegt und ich weiß, dass ich hier noch viel sehen, erleben und verarbeiten werde. Nairobi ist ein bisschen wie der Wilde Westen von Sergio Leone und es passt, dass diese Stadt aus einem Camp während des Eisenbahnbaus zwischen Mombasa und dem Victoriasee entstanden ist.

Nach einem Glas Rotwein habe ich genug und sage kwa heri, Euer Stephan

8. 5.

Ich sitze in meiner Wohnung
Ham and Eggs
Rotwein
Vor dem Fenster arbeitet die DDR
Im Treppenhaus ist Ruhe
Zwei Moskitos sind tot das dritte lebt noch
Mein Gecko
Hat heute Morgen zwei Ameisen verspeist
Vollmond
Ich freue mich auf meine lieben Zuhausegebliebenen
Und kann es doch nicht fassen, morgen abzureisen.
Melde mich wieder aus der BRD.

Wir hatten heute eine typische Generalprobe, am Anfang klappte gar nichts, mit der Zeit wurde es besser, am Schluss war es ziemlich gut. Das Erfreuliche war, dass die Akteure selbst bemerkt hatten, dass der Abend durchhängt und dass sie die Geschichte aus eigener Kraft hochgezogen haben. Das ist ein großer Schritt nach vorne. Ich freu mich auf die Premiere morgen. Dieser Theaterabend ist nicht das Ziel, das ist klar, es ist die Mischung aus ein paar skizzenähnlichen Szenen und theaterpädagogischen Übungen, schließlich habe ich es hier mit vollkommenen Theaterlaien zu tun, mit Leuten, die englische Texte mit dem Wörterbuch übersetzen mussten, bevor sie ihre Sätze lernen konnten, aber ich bin stolz auf meine Bühnenleute, sie haben alle große Schritte gemacht. Jetzt kommt es darauf an, was ich in den nächsten Monaten in Europa erreiche

und was während meiner Abwesenheit mit dem Projekt weiter passiert. Im Idealfall, den ich mir natürlich erhoffe, habe ich im Januar ein tolles Ensemble, um das zu erarbeiten, was ich mir ursprünglich vorgestellt hatte, eine Performance aus Video, Texten und Szenen.

Nach der Generalprobe schmausten wir erstmal einen ausgiebigen Lunch mit Ugali, Vegetables und Mandasi, danach habe ich noch ein paar Szenen geprobt und um 16 Uhr wurde ich von meinen lieben Schwestern zu Kuchen und Kaffee gebeten. Sie und ihre Mitarbeiterinnen haben alle nicht nur tolle Arbeit geleistet, sie haben mir eine kleine Seelenoase eingerichtet, ohne mich jemals zu binden oder zu organisieren. Für einen freigeistigen Eigenbrötler ist das ein Geschenk, das ich nicht genug würdigen kann. Originellerweise ist gerade die Kunstszene, in der man liberale Menschen erwarten würde, oft viel engstirniger als die strenge Form Lebensformen mit klaren Strukturen und Prinzipien. Meine lieben Schwestern jedenfalls sind unglaublich offen und interessiert. Ich hatte sehr viele anregende, interessierte und niveauvolle Gespräche mit Priestern, Straßenkindern, Lehrern, dem Leiter des Goetheinstituts, Ordensschwestern, Ärzten, Sozialarbeitern, ich hatte einen Toten gesehen, Kinder die sofort zusammenzucken weil sie die fremde Hand nur von Schlägen kennen, Klebstoffschnüffler, Erledigte, Getriebene, Engagierte, ich habe eine Stadt kennen gelernt, die alles fordert und ich habe geschrieben, geprobt und unterrichtet, ich habe mich nie am falschen Platz gefühlt, ich war nie unsicher, nie unter Druck. Das Theater, vor allem in Deutschland, hat etwas wahnsinnig Verzweifertes, es will unglaublich modern sein und lebt doch in ständiger Angst, nicht dem Mainstream zu entsprechen. Hier, in den Slums von Nairobi, interessiert das keinen.

Nachdem ich mit Geschenken und berührenden Worten überhäuft wurde, sind Patrick, John, Maryanne und ich zum Konzert ins Institut Francaise gefahren. Ich durfte eine unglaublich schöne, stimmige, berührende Bühnenshow erleben, Carter war einer der drei Choristen, die Leadsängerin – eine Mischung aus Miriam Makeba, Ina Deter und Giana Nannini – eine Wucht, die Musiker hervorragend. Die Vorgruppen und die Soloeinlage einer exkenianischen Amerikanerin hatten noch gezeigt, wie schnell alles Ramsch sein kann, aber der eigentliche Abend war so feinfühlig, dass selbst der Vollmond länger geblieben war als gewöhnlich. Die Sängerin hatte während eines Liedes über ihre Kindheit ihre Mutter und ihre Oma auf die Bühne geholt, die Oma, eine traditionelle Medizinfrau, hat gesungen dass einem sofort die Tränen in die Augen schossen und als die alte Frau später noch mit den jungen Männern aus dem Publikum getanzt und ihre Enkelin auf der Bühne über den Text „meine Oma stiehlt mir mal wieder die Show“ improvisiert hat, war es um mich geschehen. In Nairobi, einer Viermillionenstadt mit dem gesellschaftlichen Gefälle von UNO – City und Verbrecherstadt wie aus dem Kino, Hauptstadt eines Landes, das sich mit Korruption, Überbevölkerung, Naturzerstörung und Islamisierung rasant selbst aushebelt, in einem kleinen Garten zwischen Müllhalden, Gesetzlosigkeit, Hochhäusern und Moskitos tanzt und singt eine alte Medizinfrau mit jungen Herrn im Anzug und es ist echt, ehrlich, wunderschön! Dass ich, der schon so viele unerträglichen Weltmusik-Konzerte gehört hat und Afrika für das liebt, was nicht exportiert wird, an meinem letzten Abend noch so ein schönes Konzert erleben darf ist wirklich ein großes Glück. Dass meine drei Begleiter um 22 Uhr sehr nervös wurden, wie wir jetzt nach Hause fahren würden, hat mich zwar wieder auf den Boden der Tatsachen geholt, aber ich fand die Fahrt mit einem Freund Carters um 1000 KS (das sind 10 Euro) sehr romantisch. Ich hatte zum zweiten Mal in diesen sechs Wochen mein Pfefferspray dabei und war trotzdem froh, dass keine Straßensperren aufgebaut waren, denn dann nützt einem das Spray auch nichts, im Gegenteil, die zweite Reihe der Gangster ist nur böse darüber, dass sich die erste Reihe am Boden windet. Aber es ist Wochenende, da ist um diese Zeit doch noch genügend los.

Ich bin also gut nach Hause gekommen und sitze, beglückt und abflugbereit in meiner Wohnung. Morgen ist meine Keniareise vorbei, aber keineswegs abgeschlossen.

Beste Grüße einstweilen, Stephan

10. 5.

Ich sitze am Flughafen von Nairobi, es ist 0.45 Uhr, 10. Mai, Muttertag. Mein Flieger geht um 4.30 Uhr. Der Fahrer, der mich hergefahren hatte, ist nach Mitternacht nicht mehr versichert, daher mussten wir bereits um 22 Uhr los. Das Viertel, in dem ich gewohnt hatte, befindet sich auf der Schwarzen Liste, zu gefährlich. Um kurz vor 23 Uhr wurde ich am Flughafen ausgeladen, im Café von Terminal 1 trinke ich einen Kaffee, dann schiebe ich mein Gepäck durch den Röntgenapparat von Terminal 2 und habe nichts mehr zu tun außer zu warten. Außer mir gibt es noch sechs weitere Leidensgenossen in der Halle, ein junges chinesisches Pärchen, ein älteres amerikanisches Paar und zwei Herren, beide dunkelhäutig, sonst haben sie keine Ähnlichkeit und nichts miteinander zu tun. Das Putzpersonal putzt, ich habe Erinnerungen an meine Beschäftigungszeit als Arbeiter in einer Farbenfabrik. Ich musste, um pünktlich im Betrieb zu sein, um 5 Uhr morgens aufstehen, die Arbeit war sehr anstrengend, die Dämpfe giftig. Wochenlang nahm ich alles nur sehr verschwommen wahr, meine Welt ein Film aus einem Fernseher irgendwo in den Bergen mit schlechtem Empfang: der Ton dumpf und weit weg, das Bild inhaltslos und unscharf, die Zeit verlangsamt und ohne Bedeutung. Zwar schiebt sich der Minutenzeiger brav Stück für Stück vorwärts, aber der Stundenzeiger springt nach jeder Runde wieder zum Anfang.

Das Flughafenpersonal in blauen Arbeitskitteln wischt die menschenleere Halle, eine Installation mit der Ästhetik von Vorräumen provinzieller Veranstaltungshallen: roter PVC-Boden, hellbraune Furnierhölzer, gelbe ungewaschene Decke, Aluminiumgeländer und kaputte Geräte. Bodenkehren in die eine Richtung, Fenster putzen in die andere, Holzverkleidung wischen in die eine, Maschine aus der Stummfilmzeit schieben in die andere. Wie auf ein geheimes Zeichen gehen regelmäßig eine oder mehrere Personen nach draußen, um vor der Türe eine Zigarette zu rauchen, der malerische Raucherplatz unter einer Palme ist nie leer, zu viele Menschen in blauen Overalls oder grauen Diensthemden sind hier beschäftigt, viele von ihnen rauchen. Der Platz unter der Palme wird von einer Straßenlaterne beleuchtet, mit den dunkelhäutigen verlangsamt Menschen ergibt das ein Bild, das Hopper zu malen vergessen hat.

Der Flughafen Nairobi erinnert an der Flughafen von Nizza, nur mit dem Unterschied, dass hier nicht Nizza ist. Das merkt man gleich, nachdem man die Schranke, die dem Flughafen Geld und dem Besucher Sicherheit bringt, durchfahren hat und Richtung Zentrum in die Hauptstraße einbiegt. Im Rückspiegel sieht man noch das leicht geschwungene einstöckige Gebäude, das sich scheu wie ein junges Mädchen um seine eigene architektonische Konzeption windet, ein mediterranes Gemisch aus futuristischer Sandsteinarchitektur und sachlicher Stahl – Glas – Ornamentik, von beidem jeweils nicht die glücklichsten Zutaten. Davor Palmen, Agaven, Fahnen, in gleißendem Gelb markierte Parkplätze und Zufahrtsstraßen. Noch könnte man in den Kreisverkehr einbiegen und sich zwischen Plage und Centre Ville entscheiden, aber Sekunden später befindet man sich mitten in der dampfenden Peripherie Nairobis. Keine Spur mehr von Nizza und seiner dekadenten Beschaulichkeit, hier ist jeder Straßenmeter Überlebenstraining und Kampf. Schlaglöcher, Gräben, rasende PKW, Polizeisperren mit Maschinengewehren, Menschengruppen, Betrunkene, Radfahrer, riesige LKW, alles und jeder will Erster sein, Regeln gibt es nicht, jeder stellt seine eigenen auf, verwirft sie, korrigiert sie, je nachdem, ein undurchschaubares Spiel, von allem zuviel. Die Zufahrtsstraße quillt über, rechts und links Blechhütten, Garagen, kleine Bars, einstöckige Tanzschuppen, alles gleichzeitig: Autobahn, Innenstadt, Kampfplatz, Flaniermeile, Nuttenstrich, Gangstertreff und Ecke für zufällige Begegnungen. Diese großen Straßen Nairobis sehen immer so aus als würde es regnen, diffuses, verschwommenes gelbes Licht. Es gibt keine klare Sicht, alles befindet sich in einer riesigen Staubwolke, die wie alles hier immer neu aufgemischt und in Bewegung gehalten wird. Dieses Bild einer expressionistischen, Gestank und Dampf speienden

Straße war mein erster Eindruck von Nairobi und auch mein letzter. Jetzt sitze ich in Terminal 2, bin müde, leer, betrachte das Zeitlupenballett des Putztrupps und warte.

Die Premiere war ein großes Ereignis und ein toller Erfolg. Man wird es für einen blöden Witz halten, wenn ich berichte, dass Tybalt eine Stunde vor Vorstellungsbeginn verhaftet wurde, aber es ist die Wahrheit. Und wenn ihn nicht zufällig eine Lehrerin, die zu uns unterwegs war, gesehen hätte, wäre er für uns spurlos verschwunden und die Vorstellung im Eimer gewesen. So aber konnte er frei gekauft werden und kam buchstäblich in letzter Minute zur Vorstellung. Die Kinder, die Jugendlichen, die Lehrer, sie spielten alle um ihr Leben und das Publikum, vor allem Freunde, ein paar Schwestern und Bischof Paulino waren richtig betroffen und begeistert. Ich war so erschöpft, dass ich mich erstmal gar nicht freuen konnte, aufgrund unserer Musikerprobleme spielte ich die große Trommel, gab die Akzente und den Rhythmus, unser neuer Trommler war dadurch nicht so unter Druck und konnte Musik machen. Man kann sich als Weißer in Afrika ganz schön lächerlich machen mit einer Trommel, aber es klappte gut. Pastor Idaki, Schwester Theresa und Bischof Paulino hielten Dankesreden, die sehr nahe gingen, da sie alle das thematisierten, was ich vor sechs Wochen nicht zu hoffen gewagt hätte: dass diese Produktion ein Zeichen setze sowohl in seiner Tätigkeit, Kindern und Jugendlichen das Erlebnis Bühne zu ermöglichen, als auch in seiner Aussage, nämlich dass andere Rasse, andere Farbe, andere Idee nicht Anlass für kriegerische Auseinandersetzung sein. Friede für alle muss das Ziel sein, sagte Schwester Helena sehr deutlich und Bischof Paulino nahm sich überhaupt kein Blatt vor den Mund: hier in Kenia sind es nicht die Menschen, die den Krieg wollen, sondern die Politiker. Die Energie der Aufführung hatte sich aufs Publikum übertragen, in mir verstärkte sich das völlig selbstverständliche Gefühl, dass Theater bewegen kann, nämlich wenn es etwas zu bewegen gibt. Meine Entscheidung, die Theaterreise in Nairobi mit Romeo und Juliet zu beginnen, war die richtige gewesen. Was die Darstellerinnen und Darsteller geleistet hatten, war beeindruckend gewesen und ein deutliches Zeichen: wir wollen, wir können, wir wollen mehr.

Die Kinder strahlten und plauderten mit mir, ich hielt ihre Händchen, streichelte ihre Gesichter und es war vollkommen egal, dass ich kein Wort verstand. Wir hatten uns einfach sehr lieb. 300 Kinder, die in Löchern leben, keine Eltern haben, überall verjagt und nicht geliebt werden, sind durch die Schulen eine Gemeinschaft geworden mit dem Gefühl, etwas zu sein. Jetzt waren sie das erste Mal in ihrem Leben auf einer Bühne gestanden, hatten ihre Aufgabe perfekt gelöst und wurden gelobt, umarmt, bejubelt. Ich glaube, jeder von uns kennt das Gefühl, glücklich zu sein wenn etwas gelungen ist, wenn man erfolgreich war, beim Abi, oder auf der Bühne, im Job oder in der Beziehung, aber was es für 10-jährige, die noch nie in ihrem Leben etwas anderes waren als Abschaum, die in keine öffentliche Schule gehen können, weil sie von den Kindern weggebissen, weggetreten werden, die kein Elternhaus haben, die geschlagen und misshandelt wurden, was es für solche Kinder bedeutet, auf einer Bühne zu stehen, im Rampenlicht, mit ihren Lehrern auf der selben Ebene und für ihre Leistung gelobt und geherzt zu werden, das kann sich wahrscheinlich keiner so richtig vorstellen, ich jedenfalls nicht. Aber wie es aussieht, wenn solche Kinder glücklich sind, das habe ich gestern erlebt.

Als die Kinder dann gegangen waren, saßen wir, die Jugendlichen, die Lehrer, das Team beisammen und aßen Mandasi und tranken Soda, wie vorher die Kinder und hatten noch kurz Spaß, bevor sich die Erschöpfung und die Trauer über das Ende der gemeinsamen Arbeit wie eine graue Regenwolke über den Innenhof des Jugendzentrums legte. Um 18 Uhr waren die meisten nach intensiven Umarmungen gegangen und nur mehr die sechs Jugendlichen und Patrick und Philipp, mein großartiger Romeo, waren da. Sie saßen nebeneinander an der Bühnenkante und starrten vor sich hin, sie wussten, jetzt, da ich das Theater betreten hatte, um meine Bücher zu holen, würde ich mich verabschieden und gehen und wegfliegen und das war es dann gewesen. Ich verhielt mich sehr

zuversichtlich und tröstend, sagte, es sei ja nur ein Abschied auf Zeit, umarmte sie alle sehr herzlich und innig und dachte noch gar nicht an Abschied. Auch bei den Schwestern, die sehr fröhlich waren ob des gelungenen Spektakels, sprach ich zwar vom Wegfliegen und von den nächsten Schritten während meiner Abwesenheit, aber es waren Worte, deren tiefere Bedeutung ich noch gar nicht verstanden hatte. Erst im Flugzeug von Kairo nach München, als im Fernsehen der Kinofilm *Slumdog Millionär* lief und ich die Kinder in den Slums sah, kamen mir die Tränen und mein Magen krampfte sich zusammen und ich begriff, dass ich nicht nächste Woche wieder in Kariobangi sein, oder mal schnell auf ein paar Tage vorbeikommen würde, sondern dass ich weg war, weit weg, zurück im satten, saftigen, ordentlichen Europa und dass der Abend zuvor das Ende einer Reise in eine andere Welt und zu mir zurück gewesen war, die jetzt, mit dem Landeanflug auf München vorbei war.

Das Flugzeug von Nairobi nach Kairo war sehr schwach belegt und ich hatte eine ganze Sitzreihe für mich alleine. Gleich nach dem Frühstück war ich eingeschlafen und erst vor dem Landeanflug auf Kairo wieder aufgewacht. Als wir über das graubraune Häusermeer der ägyptischen Hauptstadt flogen dachte ich, das menschliche Leben ist ein nicht nachvollziehbares und nicht überblickbares brodelndes Geschwür, das die Erde überzieht, eine Vereisung aus lauter kleinen, individuellen Kristallen bestehend, ein einziges, alles überwucherndes Gallert, ohne Rücksicht, ohne Plan, ohne Verständnis. Erst als ich im Coffeeshop „Made in Vienna“ auf dem Flughafen von Kairo meinen Cappuccino trank, waren aus der Gallertschicht wieder einzelne Menschen mit Gesichtern und Geschichten geworden, Menschen wie Du und ich, mit ihren Sehnsüchten, Ängsten und Hoffnungen.

Der Flughafen in München ist unverändert protzig, der ICE nach Stuttgart pünktlich, meine Erinnerung an Kenia liegt über der deutschen Landschaft. Würde man diesen großen Kontinent ernst nehmen und zum Wirtschaftspartner unter fairen Bedingungen aufbauen wollen, würde das auch in Europa sehr viele Arbeitsplätze sichern. Allerdings wäre dann die Möglichkeit der skrupellosen Ausbeutung eingeschränkt. Ich glaube, dass es vielen Menschen in unserem Kulturkreis immer noch sehr schwer fällt, Schwarze als gleichwertige Menschen, als seriöse, ernsthafte Partner zu akzeptieren, und dass immer wieder nach Argumenten gesucht wird, das Bild des faulen, ungebildeten, riechenden Halbwildes zu bestätigen. Der Stellenwert des „Negers“ in unserer Gesellschaft wird durch einen schwarzen amerikanischen Präsidenten genauso wenig Veränderung erfahren, wie der Stellenwert der Frau durch eine deutsche Kanzlerin. Das sind temporäre Einzelercheinungen, die wieder vorbeigehen.

Wann Präsident Obama seinen ersten offiziellen Staatsbesuch in Kenia abhalten wird ist jedenfalls nicht bekannt.

PS:

----- Original-Nachricht -----

Datum: Sat, 9 May 2009 18:25:30 +0300

Von: <stephanoyouthgroup@gmail.com>

An: stephan.bruckmeier@gmx.de

Betreff: thank for making us know that we have a future

Thank you for your great time with us, safe journey say hi to everyone in germany you are one of a kind and you made us realise that we have a fututre and we will not stop dreaming that we will make it, we will do you proud that is a promise, we would wish that you carry mandasi with you ann travel with matatu to germany we will remember you with those words Good bye and many thanks anyway